

BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN
MATHEMATISCH-NATURWISSENSCHAFTLICHE KLASSE

SITZUNGSBERICHTE

JAHRGANG

1961

MÜNCHEN 1962

VERLAG DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Das Wetter in der Bildersprache Shakespeares

Von Rudolf Geiger in München

Mit einer Abbildung

Vorgelegt am 7. Juli 1961

Übersicht

Aufgabenstellung und Arbeitsverfahren	115
A. Allgemeines vom Wetter und den Lufteigenschaften .	122
B. Strahlung und Wärme	125
a. Atmosphärische Optik (und Akustik) – b. Sonnenstrahlung – c. Temperatur	
C. Hydrometeore.	133
a. Nebel und Dunst – b. Tau – c. Wolken – d. Regen – e. Schnee – f. Hagel	
D. Wind, Sturm und Gewitter	146
a. Allgemeines über den Wind – b. Windrichtung und Windgeschwindigkeit – c. Sturm – d. Blitz und Donner – e. Gewitter	
E. Jahreszeiten	159
a. Winter – b. Frühjahr – c. Sommer und Herbst – d. Vergleich der Jahreszeiten	
Schlußfolgerungen	166

Aufgabenstellung und Arbeitsverfahren

Wenn William Shakespeare auf der Bühne die handelnden Personen sprechen läßt, weiß er den Wortsinn durch Bilder und Vergleiche zum hellen Aufleuchten zu bringen. Dem Zuhörer wird an einer Erfahrung des alltäglichen Lebens schlagartig klar, um was es geht. Unerschöpflich ist darin die Phantasie und Ausdruckskraft des Dichters.

Auch das alltägliche Wettergeschehen benutzt er oft für diese Zwecke. Während in unserer heutigen Gesellschaft meist nur in verlegenen Minuten oder bei geistiger Abspannung vom Wetter geredet wird, ist Shakespeares Hinweis auf das Wetter von einer aufregenden Aktualität. Niemals füllt es eine leere Stelle aus, sondern was er aus dem Erfahrungsschatz eines jeden Menschen herausgreift, ist ein zutreffendes, fesselndes, oft überraschendes Abbild für die konkret gegebene Situation auf der Bühne.

Nur selten ist unmittelbar vom Wetter als einem Naturgeschehen die Rede. Oft wenn es auf den ersten Blick so scheint, hat es doch im Aufbau der Handlung und in der Beleuchtung der gegebenen Lage seine geheime Bedeutung. Als beispielsweise Hamlet nachts seine Freunde auf die Schloßterrasse zur Wache begleitet und der Zuschauer schon voraussieht, daß das Gespenst, der Geist des toten Vaters Hamlets, bald erscheinen wird, eröffnet Hamlet die Szene auf der noch nachtdunklen Bühne mit den Worten: „Die Luft geht scharf, es ist entsetzlich kalt“, daß es dem Zuschauer schauernd den Rücken hinunterläuft. Oder als Banquo, dessen Ermordung nach Macbeths Plan dem Zuschauer bekannt ist, ahnungslos mitten zwischen seine drei Mörder tritt, ist sein letztes argloses Wort: „’s kommt Regen noch zur Nacht“ und es geschieht das Ungeheuerliche und sein Blut tränkt die Erde. Die Stürme und Gewitter, die Shakespeare in mehreren Dramen auf offener Bühne toben läßt, sind auch nur Ausdruck des leidenschaftlichen Geschehens, das sich zugleich vor den Augen der Zuschauer vollzieht.

Meist aber wird das Wettergeschehen, oft nur ein einzelner atmosphärischer Vorgang, als Abbild oder Sinnbild verwendet, entweder für den Seelenzustand des Sprechenden oder seines Gegenübers oder als Gleichnis für eine Handlung oder für die Beziehungen der Menschen untereinander oder zur Beleuchtung des Sachverhalts, der auf der Bühne als Problem dargestellt wird. Es ist die Aufgabe des Sprachforschers, diese Bildersprache Shakespeares in ihrer Vielseitigkeit zu analysieren. Dafür sei auf die grundlegenden Werke von Wolfgang Clemen¹ hingewie-

¹ Clemen, W., Shakespeares Bilder, Bonn 1936, und Clemen W. H., The Development of Shakespeares Imagery. 3. Aufl. Methuen & Co., London 1959.

sen. Der Meteorologe muß bewundern, in welch erstaunlicher Weise Shakespeare alle Gebiete der Meteorologie für seine Bildersprache zu verwenden weiß. Es liegt darum wohl nahe, daß ein Berufsmeteorologe, der zugleich ein Verehrer der Shakespeareschen Kunst ist, diesen Dingen einmal sorgsam nachgeht. Damit wird zugleich auch ein gutes Bild davon gewonnen, welche Vorstellung der Mensch des ausgehenden 16. Jahrhunderts, also zu einer Zeit, da es weder Barometer noch Thermometer noch Regenschirm gab, von dem alltäglichen Wettergeschehen hatte.

Für den Umfang dessen, was heute zu den (echten) Shakespeareschen Werken zu zählen ist, richtete ich mich nach der von L. L. Schücking herausgegebenen zweisprachigen Ausgabe, die 1955 im Tempel-Verlag, Berlin und Darmstadt, in 6 Bänden erschienen ist. Sie ist eine vollständige Ausgabe, entspricht textkritisch den modernen philologischen Ansprüchen und verwendet die Schlegel-Tiecksche Übersetzung (an der bekanntlich auch noch andere Übersetzer mitwirkten). Sieht man diese 6 Bände sorgfältig durch, so findet man etwas über 800 Stellen, in denen Shakespeare vom Wetter spricht. Naturgemäß ist die Grenze fließend, was noch zum Wetter zu rechnen ist und was nicht. Darum hat die Gesamtzahl der gefundenen Stellen keine besondere Bedeutung, wohl aber ihre Verteilung auf die verschiedenen Gebiete der Meteorologie, wie gleich gezeigt werden wird.

Für die Stellen, die im folgenden aus Shakespeares Werken nach der genannten Ausgabe zitiert werden, wurden Abkürzungen benutzt, die auf Seite 118 unten alphabetisch zusammengestellt sind. Der Leser erwartet vielleicht alle Zitate in englischer Sprache, weil dies Mißverständnisse ausschließt. Unterschiede zwischen Urtext und Übersetzung sind ja unvermeidlich, vor allem in denjenigen Stücken, die neben der Versmaßtreue auch die entsprechende Reimbildung erfordern. Beispielsweise ist in VL V 3 der englische Zuruf: „Good morrow, masters; put your torches out“ zwar sinngemäß wiedergegeben durch: „Löschet Eure Fackeln jetzt; schon fällt der Tau“, aber im englischen ist nicht vom Tau die Rede. Umgekehrt sagt in O I 2 Othello zu den Streitenden, sie möchten die gezogenen Schwerter wegtun, „for the dew will rust them“, während die deutsche Übersetzung das Wort Tau

nicht erwähnt, sondern nur sagt: „sie möchten rosten“. Bisweilen sprechen beide Texte von verschiedenen meteorologischen Erscheinungen. Einmal ist im englischen von Hagelkörnern, im deutschen aber von Schnee die Rede (CO I 1) oder, wo im englischen allgemein von einem Schauer gesprochen wird, benutzt die Übersetzung die wesentlich engere Bezeichnung: Hagelwetter (LW III 2). Das deutsche Sprichwort „Du kommst jetzt aus dem Regen in die Traufe“ ist in L II 3 die Übersetzung der freundlicheren englischen Redewendung: „Thou out of heavens benediction comest to the warm sun“. In jedem Fall muß das englische Original maßgebend sein.

Trotzdem konnte ich fast alle Zitate in deutscher Sprache bringen und damit auch dem weniger mit dem Shakespeareschen Englisch Vertrauten den Zugang zur Schönheit der dichterischen Bilder ermöglichen; denn solche sprachlichen Unterschiede sind so selten oder für den meteorologischen Gehalt so belanglos, daß der Naturwissenschaftler immer nur wieder die Übersetzungskunst bewundern muß, die das ermöglicht. In den

AC	Antonius und Cleopatra	O	Othello
BV	Die beiden Veroneser	PE	Perikles, Fürst von Tyrus
CO	Coriolanus	R 2	König Richard II.
CY	Cymbeline	R 3	König Richard III.
EA	Ende gut, alles gut	RJ	Romeo und Julia
H	Hamlet, Prinz von Dänemark	SL	Die Schändung der Lucretia
H 4 a	König Heinrich IV., 1. Teil	SN	Ein Sommernachtstraum
H 4 b	König Heinrich IV., 2. Teil	SO	Sonette
H 5	König Heinrich V.	ST	Der Sturm
H 6 a	König Heinrich VI., 1. Teil	TA	Titus Andronicus
H 6 b	König Heinrich VI., 2. Teil	TC	Troilus und Cressida
H 6 c	König Heinrich VI., 3. Teil	TM	Timon von Athen
H 8	König Heinrich VIII.	VA	Venus und Adonis
JC	Julius Cäsar	VL	Viel Lärm um nichts
KI	Die Komödie der Irrungen	VP	Verliebter Pilger
KJ	König Johann	WG	Wie es euch gefällt
KV	Der Kaufmann von Venedig	WM	Das Wintermärchen
L	König Lear	WW	Was ihr wollt
LL	Liebes Leid und Lust	WZ	Der Widerspenstigen Zähmung
LW	Die lustigen Weiber von Windsor		Bei Dramen steht hinter der Abkürzung Akt (römische Zahl) und Szene (arabische Zahl), bei den Dichtungen die Strophe (nicht Zeile).
M	Macbeth		
MM	Maß für Maß		

wenigen Fällen, da es der Sachverhalt gebietet, ist entweder der präzisere englische Ausdruck in Klammern beigelegt oder notfalls die betreffende Stelle ganz in englisch zitiert.

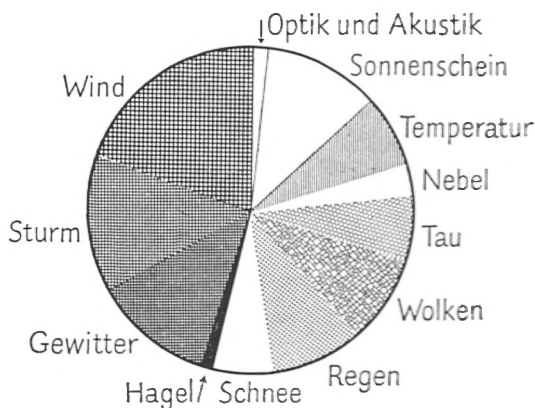
Kurz vor Abschluß dieser Arbeit erschien in den Vereinigten Staaten ein Handbuch der Renaissance-Meteorologie, das den Professor für Englisch an der Duke University in North-Carolina und ehemaligen Kriegsteilnehmer im US-Luftwaffenwetterdienst S. K. Heninger² zum Verfasser hat. Auf Grund der geschichtlichen Entwicklung, die bis zu des Aristoteles „Meteorologica“ zurückverfolgt ist, und umfangreicher Literaturstudien wird die praktische und theoretische Kenntnis auf dem Gebiete der Meteorologie (im weitesten Sinne) im elisabethanischen Zeitalter dargelegt und auch durch Wiedergabe vieler alter Bilder veranschaulicht. Shakespeare, dem der Verfasser „the highest concentration of meteorological matter“ zuschreibt, ist auf den Seiten 204–214 des Buches besonders behandelt, aber auch sonst oft zitiert. Dies neue Buch enthält also bereits viel von dem, was ich mit der vorliegenden Arbeit herauszustellen versuchte. Die geschichtliche und sprachliche Blickrichtung S. K. Heningers aber, der sogar im einzelnen die Quellen für die meteorologischen Informationen Shakespeares zu geben vermochte, läßt es nicht überflüssig erscheinen, die vorliegende eingehendere und speziellere Studie, die ganz aus der Blickrichtung des Berufsmeteorologen geschrieben ist, zu veröffentlichen (ganz abgesehen davon, daß sie sich an deutsche Leser wendet). Auf das wertvolle Buch sei aber hingewiesen. A. Brotherton³ veröffentlichte in England einen Aufsatz, dem wir Mitteilungen über ungewöhnliche Witterungsereignisse auf den Britischen Inseln zwischen 1564 und 1615, also etwa zur Entstehungszeit der Shakespeareschen Werke, verdanken. Man erfährt dadurch, welche Sommer besonders dürr oder naß waren, welche Winter besonders kalt oder schneereich, oder welche Jahre als Hungerjahre galten. Diesen Angaben sind 70 Stellen,

² Heninger, S. K. jr, *A Handbook of Renaissance Meteorology*, Duke Univ. Press, Durham, N. Carolina 1960.

³ Brotherton, B., *Weather in Shakespeares Plays*. Weather, London, vol. 8 (1953), 361–367.

geordnet nach den Shakespeareschen Dramen, bei gefügt, die vom Wetter handeln.

Die ungeheure Vielseitigkeit in der Bildersprache Shakespeares kann man am besten überschauen, wenn man das Material nach den meteorologischen Elementen ordnet. Daß dies möglich ist, mag bei der engen Verflechtung aller Faktoren im Wettergeschehen verwunderlich erscheinen; die Erklärung dafür kann erst zum Schluß der Arbeit gegeben werden. Läßt man für die folgenden Betrachtungen allgemeine Aussprüche über gutes und schlechtes Wetter und über die Lufteigenschaften weg (besprochen im Abschnitt A), ebenso die Jahreszeiten, denen eine besondere Stellung zukommt (Abschnitt E), so zeigt für das verbleibende Material von 628 Stellen die beifolgende Abbildung die Häufigkeitsverteilung auf die einzelnen meteorologischen Elemente.



Es springt zunächst in die Augen, daß beinahe die Hälfte aller Wetterhinweise dem Wind, Sturm und Gewitter angehört. Darin zeigt sich der Dramatiker mit seiner Leidenschaft, der die Atmosphäre im Aufruhr bevorzugt, aber auch der Bürger der „see-going nation“ zur Segelschiffszeit. G. W. Knight⁴ hat in einem Buche gezeigt, daß der Sturm gleichsam das Sinnbild des ganzen dramatischen Schaffens Shakespeares darstellt. Unter den übr-

⁴ Knight G. W., *The Shakespearian Tempest*, Methuen-Verl. London, 3. Aufl. 1953.

gen Wetterelementen entspricht die Verwendung der verschiedenen Niederschlagsarten annähernd der Häufigkeitsverteilung ihres Vorkommens. Nur den Tau scheint Shakespeare besonders zu lieben. Hier ist allerdings darauf hinzuweisen, daß das Wort „dew“ unter allen meteorologischen Elementen am wenigsten scharf und vom heutigen Brauch am meisten abweichend verwendet ist. Sicherlich wird niemand erwarten, daß sich die heutige internationale Definition von Tau mit dem deckt, was Shakespeare als Tau bezeichnet. Aber es überrascht doch, daß er als Zeichen kommenden Unheils „Wolken, Taufälle und Gefahren“ nennt (JC V 3). Von der angefachten Kohlenglut als Bild der Leidenschaft hofft er, daß „Gottes Tau sie lösche (H 8 II 4)“. Auch das heute in der englischen Fachsprache für den Sprühregen verwendete Wort „drizzle“ benutzt Shakespeare in der Verbindung: „the air doth drizzle dew (RJ III 5)“, dichterisch reizvoll, aber sachlich falsch.

Recht bemerkenswert ist, wovon Shakespeare nicht spricht. Zunächst ist es selbstverständlich, daß der Luftdruck niemals vorkommt, weil er damals – vor den ersten Barometerversuchen – ein unbekannter physikalischer Begriff war. Die damalige Vorstellung, ein Raum könne niemals ohne Luft sein, der „horror vacui“, der Abscheu der Natur vor der Leere, ist an einer Stelle bei Shakespeare zu finden. Als die schöne Cleopatra auf der Barke Einzug hielt, rannte alles Volk aus der Stadt, sie zu sehen, „und Marc Anton, / hochthronend auf dem Marktplatz saß allein / und piff der Luft, die, wär' ein Leeres möglich, / sich auch verlor, Cleopatra zu schaun, / und einen Riß in der Natur zurückließ (AC II 2)“.

Niemals wird von Shakespeare erwähnt Reif, Rauhreif oder Rauhrost, obwohl sie dem englischen Klima nicht unbekannt sind. (Eines der schönsten Rauhreifbilder findet sich auf Tafel 9 von W. G. Kendrews bekannter „Climatology“, 3. Aufl. Oxford 1949, aus Norfolk.) Der Begriff „Luftfeuchtigkeit“ fehlt; dem Wort „humidity“ bin ich nur zweimal begegnet, einmal als „rotten humidity (TM IV 3)“, die vergiftende Dunstfäulnis, ebenso verwendet wie die anderen Ausdrücke für Dunst und Nebel, womit also sichtbarer Wasserdampf gemeint ist, das zweite Mal ganz un-meteorologisch, als Frau Fluth vom fetten Falstaff sagt:

„Du ungesunde Feuchtigkeit, du großer wäßriger Kürbis! (LW III 3)“. Von der Strahlung kennt Shakespeare nur den Sonnenschein. Die atmosphärische Optik ist sehr dürftig vertreten. Von den elektrischen Erscheinungen kennt er nur den Blitz. Das Wetterleuchten kommt zwar einmal in der deutschen Übersetzung vor (CY V 5), ist aber nur freie Übersetzung für „harmless lightning“. Wir werden bei Besprechung der einzelnen Elemente darauf zurückkommen.

Vollständigkeit in der Wiedergabe der Stellen, die bei Shakespeare vom Wetter handeln, verbietet der Umfang dieser Studie. Dadurch bleibt vieles Schöne und Geistvolle unerwähnt. Immerhin sind in dieser Arbeit 412 Stellen angeführt, so daß doch auf die wesentlichen Anwendungen hingewiesen werden konnte.

Herr Prof. Dr. Wolfgang Clemen, der Anglist und Shakespeare-Forscher unserer Akademie, hat meiner Arbeit freundliches Interesse entgegengebracht und mich mit seinem Rat unterstützt. Dafür sei ihm auch an dieser Stelle herzlicher Dank ausgesprochen.

A. Allgemeines vom Wetter und den Lufteigenschaften

Wie auch bei uns geläufig, werden die Bezeichnungen gutes und schlechtes Wetter symbolisch verwendet. „Ihr könnt unmöglich in seiner Gunst Wurzel schlagen, wenn ihr euch nicht selbst das gute Wetter dazu macht (VL I 3)“, rät Conrad dem Don Juan. Oder Richard Plantagenet, der Herzog von York, unterdrückt seinen Zorn gegen König Heinrich VI. mit den Worten: „Doch muß ich eine Weil' schön Wetter machen, bis Heinrich schwächer ist und stärker ich (H 6 b V 1)“.

Dem schlechten Wetter trotzen ist Zeichen der Kraft. Hektor sagt: „Mine honour keeps the weather of my fate (TC V 3)“. Von Camillo bekennt Florizel: „... des Redlichkeit und Ehre jedem Wetter bis jetzt getrotzt (WM V 1)“. Und oft gibt es dabei Überraschungen: „Ich halt's mit jenem Kirchenvater, der oft zu sagen pflegt: manch einer steht das Wetter aus, der nicht den Wind erträgt (LL IV 2)“.

Der Wetterablauf vollzieht sich ohne des Menschen Zutun. Biron sagt: „The sea will ebb and flow, heaven show his face

(LL IV 3)“. Eisern sind also die Gesetze der Atmosphäre wie Ebbe und Flut in der Hydrosphäre. Der Gedanke einer rationalen, wissenschaftlich begründbaren Wettervorhersage lag für den Menschen des 16. Jahrhunderts so außerhalb jeder Vorstellungsmöglichkeit wie die Raumfahrt für den Menschen des 19. Jahrhunderts. In seinen Sonetten sagt daher Shakespeare einmal, wie der Mensch Teuerung, Pest und andere Mißgeschicke nicht voraussehen könne, „kann ich auch nicht Minuten prophezeien, da Regen sein wird, Wetterschlag und Wind (thunder, rain and wind, SO 14)“. Aber es gab neben astrologischen und mystischen Wetterregeln (wie noch heute der Mondaberglaube) auch Beobachtungen sinnvoller Zusammenhänge im Wetterablauf einfacher Art.

Die hoffnungsvolle Stimmung vor der am nächsten Tage erwarteten Schlacht bringt Richmond mit den Worten zum Ausdruck: „Die müde Sonne ging so golden unter, / und nach des Feuerwagens lichter Spur / verheißt sie einen schönen Tag auf morgen (R 3 V 3)“. Als der von Venus umworbene, aber abweisende Adonis seinen Mund, „wie ein Purpurtor“ öffnet, ahnt sie Schlimmes: „dem roten Morgen gleicht's, der schon zuvor / dem Schiffer Unheil, Sturm den Feldern kündet, / den Vögeln Angst, den Schäfern viel Beschwerde, / Stoßwind und kalte Luft für Hirt und Herde (VA 76)“. Der sorgende Kaufmann, der seine Schiffe auf See weiß, meint: „Immer würd' ich Gras pflücken, um den Zug des Winds zu sehn (KV I 1)“. Daß Tiere auf das kommende Wetter ansprechen, weiß auch Shakespeare; denn er läßt Rosalinde sagen: „Ich will schreiichter sein als ein Papagei, wenn es regnen will (WG IV 1)“. In den späteren Abschnitten findet der Leser weitere Beispiele für solche Wetterregeln.

Erstaunlich oft spricht Shakespeare von der Luft selbst. Sie ist der Lebensatem von der Geburt – „wenn wir die erste Luft einatmen (L IV 6)“ – bis zum Tode – „o tragt ihn aus der Luft (O V 1)“. Alle haben daran teil. „Warum nicht kommt er, freundlich doch ersucht, aus seinem Zelt und teilt die Luft mit uns? (TC II 3)“. Und um auszudrücken, daß die Schwelger an der gastlichen Tafel Timons von Athen ihr gutes Leben ihm verdanken, wird von ihnen gesagt: „sie trinken die freie Luft durch ihn (TM I 1)“.

Die Erquickung durch die Luft, die wir atmen dürfen, ist wohl selten so lieblich geschildert worden wie im Gespräch des Königs Duncan, der ahnungslos Macbeths Schlosse naht, wo er ermordet wird, mit Banquo:

„Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
gastlich umfängt die leichte, milde Luft
die heitern Sinne“. „Dieser Sommergast,
die Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt
durch ihren fleiß'gen Bau, daß Himmelsatem
hier lieblich haucht; kein Vorsprung, Fries noch Pfeiler,
kein Winkel, wo der Vogel nicht gebaut
sein hängend Bett und Wiege für die Brut:
wo er am liebsten heckt und wohnt, da fand ich
am reinsten stets die Luft (M I 6)“.

Romeo bittet seine Julia: „Würze rings die Luft durch deinen Hauch (RJ II 6)“. Selbst die Ehe erscheint im Bilde der Luft. Im rätselhaften Brief CY V 4 steht: „... umarmt wird von einem Stück zarter Luft“, was CY V 5 als Wortspiel zwischen „mollis aer“ und „mulier“ gedeutet wird.

Und doch scheint die Luft ein Nichts zu sein. Prospero sagt, nachdem die tanzenden Nymphen und Schnitter von der Bühne verschwunden sind: „Unsere Spieler, / wie ich euch sagte, waren Geister und / sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft (ST IV 1)“. Von der Erscheinung, die Antigonos nachts in der Kajüte hatte, sagt er: „So, mit Wimmern zerschmolz in Luft sie (WM III 3)“. Das unscheinbare Gewicht der Luft wird zum Gegensatz von Wirklichkeit und Einbildung verwendet, wenn Jago in seinem teuflischen Anschlag auf Othello sagt: „Dinge, leicht wie Luft, sind für die Eifersucht Beweis, so stark wie Bibelsprüche (O III 3)“.

Weil die Luft ein Nichts ist, kann sie nicht angegriffen und verwundet werden. Hamlets Vaters Geist ist „unverwundbar wie die Luft (H I 1)“. Der stolze Macbeth, der sich gegen den Tod im Kampfe gefeit glaubt, rühmt gegenüber Macduff: „So leicht magst du die unteilbare Luft mit scharfem Schwert durchhaun als mich verletzen (M V 7)“. Helena ruft in bitterer Sorge, Bert-ram möchte im Krieg erschossen werden: „O bleirne Boten, / die

auf Blitzes Hast verwundend fahren, / fliegt andre Bahn; teilt die gleichgült'ge Luft, / die singt, wenn ihr sie trifft! (EA III 2)“

Nicht nur Gutes wird von der Luft gesagt. Sie kann Symbol aller Unbilden der Witterung werden, so beispielsweise wenn König Lear sich lieber „der Tyrannei der Luft (L II 4)“ aussetzt, als bei seiner bösen Tochter einzukehren, oder wenn Orlando zu dem erschöpften, verhungerten Adam sagt: „Aber du liegst in der scharfen Luft; I will bear thee to some shelter (WG II 6)“. Die Luft wird auch als Sitz der Krankheit angesehen. So flucht König Lear: „Nun, jede Seuche, die die Luft zur Strafe der Sünder herbergt, stürz' auf deine Töchter (L III 4)“.

B. Strahlung und Wärme

a. Atmosphärische Optik (und Akustik)

Was wir heute unter dem Begriff der Strahlung verstehen, war Shakespeare noch unbekannt. Er weiß nichts von der langwelligen Strahlung der Erde und der Atmosphäre, darum auch nichts vom Strahlungshaushalt. Nur das Sonnenlicht und das diffuse Tageslicht ist ihm bekannt. Wie er davon in seinen Bildern Gebrauch macht, wird im Abschnitt B b besprochen.

Von den sonstigen optischen Erscheinungen erwähnt er mehrmals den Regenbogen und zweimal den Halo.

Vom Regenbogen wird seine Gestalt als Sinnbild des Stolzes angeführt (TC I 3), sonst der Farbenreichtum hervorgehoben. „Er hat Bänder von allen Farben des Regenbogens (WM IV 3)“, heißt es von dem lustigen Hausierer vor der Türe. Gegen die zweite nochmalige Krönung König Johanns nimmt der Graf von Salisbury Stellung mit den Worten: „Vergülden feines Gold, die Lilie malen, / auf die Viole Wohlgerüche streun, / Eis glätten, eine neue Farbe leihn / dem Regenbogen, und mit Kerzenlicht / des Himmels schönes Auge schmücken wollen, / ist lächerlich und unnütz Übermaß (KJ IV 2)“. Im „Sturm“ tritt sogar der Regenbogen, die Iris, personifiziert auf und spricht von der „Queen o' the sky whose watery arch and messenger am I (St IV 1)“. Daß jeder Regenbogen eine andere Farbfolge und Leuchtkraft besitzt, keiner

alle Farben hat, daß es einen zweiten Regenbogen, viele Sekundärbögen oder gar gespiegelte Bögen gibt, blieb dem Menschen des 16. Jahrhunderts (wie meist auch des 20.!) verborgen, obwohl es die Phantasie des Dramatikers zu mannigfaltigen Vergleichen hätte verlocken können.

Der große Halo mit seinen beiden Nebensonnen wird in H 6 c II 1 verwendet. Richard weist auf die Morgensonne hin und Eduard antwortet: „Bin ich geblendet oder seh' drei Sonnen?“ und Richard erwidert:

„Drei lichte Sonnen, jede ganz vollkommen;
nicht unterbrochen durch die ziehnden Wolken,
vom blassen klaren Himmel rein getrennt.
Sieh, sieh! sie nahn, umarmen, küssen sich,
als ob sie einen heil'gen Bund gelobten,
sind jetzt ein Schein, ein Licht nur, eine Sonne.
Der Himmel deutet ein Begegnis vor.“

Gemeint sind die verschleierte, direkt erkennbare Sonne sowie die linke und rechte Nebensonne. Der Hinweis auf den „pale clear-shining sky“ kennzeichnet so gut den Halo-erzeugenden Cirrus-schirm der Eiskristalle, daß Shakespeare sicher eine echte Beobachtung vor Augen hat. Das Zusammenkommen der 3 Sonnen ist Dichterphantasie, das den nötigen Zusammenschluß der drei Söhne Plantagenets vorbedeuten soll. Ist aber vielleicht an ein Aufleuchten des oftmals kräftigen „Horizontalrings“ zu denken, der in reinem Weiß („umarmen“) die eigentliche Sonne mit den zwei farbigen Nebensonnen direkt verbindet?

Einmal auch kommt der große Haloring von 46° Ringradius vor. Collatin wurde von der geschändeten Lucretia herbeigerufen; als er, ohne noch zu wissen, was vorgefallen war, erschrocken herbeieilte, findet er seine Gattin in schwarzer Tracht vor „and round about her tear-distained eye / blue circles stream'd like rainbows in the sky: / these water-galls in her dim element / foretell new storms to those already spent (SL 227)“. Der Vergleich mit dem Regenbogen ($40-42^\circ$ Ringradius) schließt den Sonnenhof ($2-4^\circ$) aus. Der Sonnenring ist zwar innen rot und außen blau, also von umgekehrter Farbfolge wie der Regenbogen, aber meist unansehnlicher in der Farbgebung. Nach S. K. Heninger (a. a. O.

S. 208) waren damals die „blauen Ringe“ allgemein als Vorboten schlechten Wetters bekannt. Der große Ring zeigt durch den sie erzeugenden Cirrusschirm die Vorderseite eines neuen Tiefs, also den kommenden Warmfrontregen an. Dichterisch steigert hier Shakespeare die voraussehbare Verschlechterung zum Sturm.

Es sei hier gleich das Wenige miterwähnt, was über die atmosphärische Akustik bei Shakespeare zu finden ist. Der Donner ist natürlich dem Dramatiker hochwillkommen; davon wird im Abschnitt D d die Rede sein. Sonst werden nur Vorgänge des Naturgeschehens ohne Bildanwendung erwähnt, z. B. das Tragen des Schalls durch den Wind. „Indem wir kämpften, / erklang, vom Wind (gusts) geführt, in Zwischenräumen / der Freunde Schlachtruf (CO I 6)“. Und Perikles sagt von dem Tyrannen: „und argwöhnt er, wie er es sicher tut, / daß ich der Luft, der Lauscherin, verriete, / wie vieler edlen Fürsten Blut schon floß . . . (PE I 2)“. Die bei stärkerem Wind hörbaren, dem Seemann wohl vertrauten Geräusche werden auch geschildert. Als beim Krönungszug nach Westminster die perlengeschmückte Königin mit offenen Haaren vorüberzog, heißt es: „Als nun dem Volk / ihr Anblick ward gegönnt, entstand ein Rauschen, / wie man's zur See im Sturm vom Tauwerk hört, / so laut und mannigfalt (H 8 IV 1)“. Perikles, der sich kurz vor dem Schiffbruch der Wut der Elemente ausgesetzt sieht, ruft: „Du Sturm voll Bosheit, / tust du dein Äußerstes? Des Seemanns Pfeife / verklingt wie Flüstern in des Todes Ohr (PE III 1)“.

b. Sonnenstrahlung

Häufig wird die Schönheit des Sonnenaufgangs beschrieben, bisweilen als Gleichnis verwendet. Dabei wird neben dem Kampf von Finsternis und Licht (vgl. SO 145!) fast stereotyp der Morgendunst oder das Morgengewölk hervorgehoben und der Taufall, „des Morgens tränenfeucht Gesicht (VA 1)“. Bruder Lorenzo schildert den Sonnenaufgang mit den Worten: „Der Morgen lächelt froh der Nacht ins Angesicht / und säumet das Gewölk im Ost mit Streifen Licht. / Die matte Finsternis flieht wankend wie betrunken, / von Titans Pfad, besprüht von seiner Rosse Fun-

ken. / Eh höher nun die Sonn' ihr glühend Aug' erhebt, / den Tau der Nacht verzehrt und neu die Welt belebt, / muß ich . . . (RJ (II 3)“, und Romeo sagt zu seiner Julia: „Sieh den neid'schen Streif, / der dort im Ost der Frühe Wolken säumt. / Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt, / der munt're Tag erklimmt die dunst'-gen Höhn (RJ III 5)“. Unter dem Bild des Morgens schildert König Heinrich VI. auf dem Schlachtfeld in Yorkshire den augenblicklichen Stand der Schlacht: „Dies Treffen steht so wie des Morgens Krieg / von sterbendem Gewölk mit regem Licht, / dann, wann der Schäfer, auf die Nägel hauchend, / es nicht entschieden Tag noch Nacht kann nennen (H 6 c II 5)“ und es folgt als zweites das Bild des gegen den Flutstrom kämpfenden Windes.

Über dem seltener beschriebenen Sonnenuntergang liegt die Trauer. Er ist Zeichen des Abschieds. So spricht Adonis zu Venus:

„Sieh dort, der Erde Trösterin, sie geht,
beschließt ihr heißes Tagwerk müd im West;
der Kauz, der Nachtverkünder, kreischt, 's ist spät,
Herden ziehn heim, die Vögel sind im Nest.
Und schwarz Gewölk umzieht den Himmel sacht,
mahnt uns zum Abschied und sagt Gute Nacht (VA 89).“

Nach der Schlacht von Philippi und Cassius' Tod heißt es: „O Abendsonne! / Wie du in deinen roten Strahlen sinkst, / so ging in Blut der Tag des Cassius unter. / Die Sonne Roms ging unter; unser Tag / ist hingeflohn: nun kommen Wolken, Tau, / Gefahren . . . (JC V 3).“

Unter den Eigenschaften der Sonne wird das grelle Licht hervorgehoben, das man nicht anschauen kann. Der verliebte Biron, der von seiner Dame bekennt: „O Licht und Leben strahlt sie gleich der Sonne“, sagt auch: „Welch überkühnes Adlerauge wendet / zur Sonne sich, von keiner Wolk' umhüllt, / und wird von ihrer Hoheit nicht geblendet? (LL IV 3).“ Der unglückliche König Richard II., von Bolingbroke schwer bedrängt, schaut sein Gesicht im Spiegel an und fragt: „War dieses das Gesicht, . . . das wie die Sonn' Anschauer blinzen machte? (R 2 IV 1)“. Von dem eben verstorbenen König Heinrich V. sagt der Herzog von Gloucester: „Sein funkelnd Auge, grimm'gen Feuers voll, / betäubte mehr

und trieb zurück die Feinde / als Mittagssonn', auf ihre Stirn gewandt (H 6 a I 1)“. Als der lüsterne Tarquin bis zum Schlafgemach Lucretias vorgedrungen war und die Schlafende auf ihrer Lagerstatt erblickt, heißt es: „Doch wie der Sonne scharf und feurig Blenden / den Blick uns raubt, wenn sie durch Wolken sticht, / so muß er nun das Auge blinzeln wenden, / da er den Vorhang hebt, blind von dem Licht, / das allzu leuchtend ihm entgegenbricht (SL 54)“. Die Kraft des Bildes wird dadurch erhöht, daß sich alles in dunkler Nacht abspielt, und Shakespeare fügt gleichsam erklärend hinzu: „Vielleicht auch, weil die Scham ihn heiß durchflossen, / hält er die blinden Augen lang geschlossen.“

Humorvoll wird das Studium schöner „blendender“ Mädchenaugen verglichen mit dem Studium der Wissenschaft, das nie zu einem Ziele kommt: „Studium vergleich' ich mit dem Strahl der Sonnen. Kein frecher Blick darf ihren Glanz ergründen (LL I 1).“

Die Sonnenhitze wird beschworen, wenn auf die Frage: „Weißt du's gewiß?“ die Antwort folgt: „Ja, so gewiß die Sonne Feuer ist (CO V 4)“. Die Sonne ist „eine schöne hitzige Dirne in feuerfarbnem Taft (H 6 a I 2)“. Oder im Gegenbild sagt Herr Fluth im Eingeständnis seiner unbegründeten Eifersucht: „Ver gib mir, Frau; hinfort tu, was du willst. / Die Sonne werd' ich eh' der Kälte zeih'n, / als dich des Leichtsinns (LW IV 4).“ Der zornige Autolycus im „Wintermärchen“ will den Spitzbuben mit Honig bestreichen, über ein Wespennest stellen, ihn mit Aquavit wieder zum Leben bringen und „dann, so roh wie er ist und an dem heißesten Tage, den der Kalender prophezeit, gegen eine Ziegelmauer“ stellen, „woselbst ihn die Sonne mit südlichem Auge anschaut und ihn, von Fliegengeschmeiß besudelt, sterben sehen wird (WM IV 3)“.

Die Verdunstung durch die Sonnenwärme führt Timon von Athen als Beweis für seine Behauptung an, die ganze Welt sei voller Diebe: „Die Sonn' ist Dieb, beraubt durch ziehnde Kraft die weite See (TM IV 3)“.

Das Widerspiel von Sonne und Bewölkung weiß Shakespeare in seinen Bildern zu verwerten. Prinz Heinrich, der in der wüsten Schenke der Zechgenosse Fallstaffs ist, sagt, als er allein gelassen wird:

„Ich kenn' euch all' und unterstütz' ein Weilchen
das wilde Wesen eures Müßiggangs.
Doch darin tu' ich es der Sonne nach,
die niederm, schädlichem Gewölk erlaubt
zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt,
damit, wenn's ihr beliebt sie selbst zu sein,
weil sie vermißt ward, man sie mehr bewundre,
wenn sie durch böse, garst'ge Nebel bricht
von Dünsten, die sie zu ersticken schienen (H 4 a I 2).“

Oder als König Richard II. auf den Mauern der Flint-Burg erscheint, ruft Bolingbroke: „Seht, seht, den König Richard selbst erscheinen, / so wie die Sonn' errötend, mißvergnügt, / aus feurigem Portal des Ostens tritt, / wenn sie bemerkt, daß neid'sche Wolken streben / zu trüben ihren Glanz, den lichten Pfad / zum Okzident hinüber zu beflecken (R 2 III 3)“. Es mag hier auch der knapp formulierte, in vier Naturbildern entfaltete Gegensatz von Liebe und Wollust erwähnt werden: „Love comforteth like sunshine after rain, / but lust's effect is tempest after sun; / love's gentle spring doth always fresh remain, / lust's winter comes ere summer half be done (VA 134).“

Zweimal wird die Reflexion der Sonnenstrahlung im Bild verwendet. Graf Suffolk will die von ihm kriegsgefangene Prinzessin Margaretha nicht entlassen. „Befrein will sie die Hand, das Herz sagt nein. / Wie auf kristallnem Strom die Sonne spielt / und blinkt mit zweitem nachgeahmtem Strahl, / so scheint die lichte Schönheit meinen Augen (H 6 a V 3).“ Die Reflexion am Glas führt Königin Margaretha an, als sie Suffolks Flüchen Einhalt gebieten will mit den Worten: „Genug, mein Suffolk, denn du quälst dich selbst / und diese Flüche, wie die Sonn' auf Glas, / wie überladne Büchsen, prallen rückwärts / und wenden ihre Stärke wider dich (H 6 b III 2).“

c. Temperatur

Es entspricht den britischen Klimabedingungen, daß Shakespeare das „zu kalt“ rund 7mal häufiger verwendet als das „zu warm“. Es kennzeichnet den Dramatiker, daß er in vielen Bildern

den Gegensatz warm – kalt herausstellt, wofür zuerst Beispiele gebracht werden sollen.

Zum tatkräftigen Handeln fordert König Eduard mit den Worten auf: „Jetzt scheint die Sonne heiß; wenn wir vertagen, wird Frost uns die gehoffte Ernte nagen (H 6 c IV 8).“ Der junge Sohn des Herzogs von Lancaster, der verbannt wird, wehrt sich gegen die gut gemeinten Ratschläge seines Vaters, das Leid durch psychologische Kunstgriffe zu bewältigen: „Oh, wer kann Feu'r dadurch in Händen halten, / daß er den frost'gen Kaukasus sich denkt? / Wer nackend im Dezemberschnee sich wälzen, / weil er fantast'sche Sommerglut sich denkt? (R 2 I 4).“ Der schiffbrüchige Perikles stellt sich den Fischern am Strande mit den Worten vor: „Ein Mann, von Frost erstarrt, die Adern eisig, / lebendig grad genug, daß meine Zung' / noch Wärme hat, um Hilfe zu erflehn (PE II 1).“ Oder fast trivial: „Alter kalt wie Eis, Jugend kühn und heiß (VP 6, von Shakespeare?).“

Gerne wird der Gegensatz heiß – kalt für die Darstellung des Liebeslebens benutzt. Der Gegensatz kann in zwei Personen verkörpert sein, so beispielsweise wenn Venus sich vergebens müht, Adonis zu gewinnen: „Sie, wie die glühende Kohle rot und heiß, er rot vor Scham, doch sein Verlangen Eis (VA 6)“. Meist aber ist der Temperaturgegensatz das Abbild eines Widerspruchs im Menschen selbst. Vor dem Ehebruch, dessen Grauen Tarquin selbst vor Augen hat, gesteht er sich: „... und eisige Furcht löst sich in Liebesglut (SL 51)“. Am folgenden Morgen aber, als die geschändete Lucretia am großen Gemälde des Kampfs vor Troja vorbeigeht, erkennt sie im Bilde des schlauen Simon, der Priamus betrügt, die Züge Tarquins: „vor Frost schien Simon trotz der Glut zu starren, doch in der Kälte lohte Feuersbrunst (SL 223)“ und sie zerfetzt das Bild mit ihren Nägeln. Der Herzog von Mailand spricht tröstend zu Thurio, dessen Geliebte an Valentin Gefallen gefunden hatte: „So schwacher Liebesindruck gleicht dem Bild / in Eis geschnitten; eine Stunde Wärme / löst es zu Wasser auf und tilgt die Form. / Ein wenig Zeit schmelzt ihren frost'gen Sinn / und macht den niedern Valentin vergessen (BV III 2)“.

Selten sind die Fälle, da es im übertragenen Sinne zu warm ist. Benvolio (in Rom!) sagt voraus: „Der Tag ist heiß, die Capu-

lets sind draußen, / und treffen wir, so gibt es sicher Zank: / denn bei der Hitze tobt das tolle Blut (RJ III 1).“ Und als der Friedensrichter erscheint, meint Falstaff: „Fie! this is hot weather (H 4b III 2).“

Häufig aber wird die Kälte zum Vergleich herangezogen. Da ist zuerst der Spätfrost, der die Pflanzen tötet. „So ist des Menschen Treiben:“, sagt Kardinal Wolsey, „heute sprießen / der Hoffnung zarte Knospen, morgen blüh'n sie / und kleiden ihn in dichten Blumenschmuck: / und übermorgen, tödlich, kommt der Frost (H 8 III 2)“. Als Saturnin den Anmarsch des Gotenheeres erfährt, sagt er: „Die Zeitung sticht; und wie die Blum' im Frost, wie Gras geknickt vom Sturm, häng' ich das Haupt (TA IV 4)“. Ein starrköpfiges, zorniges Eheweib, „das tötet Schönheit wie der Frost die Flur, zerstört den Ruf wie Wirbelwind die Blüten (WZ V 2)“. Und von der toten Julia heißt es: „Der Tod liegt auf ihr, wie ein Maienfrost auf des Gefildes schönster Blume liegt (RJ IV 5)“.

Sinnbild der Kälte ist das Eis. „Ach, armes Herz“, klagt Marcus, „der Kuß ist ohne Trost, wie hartes Eis dem frosterstarrten Wurm (TA III 1)“. Der Connetable von Frankreich ruft gegen die einmarschierenden Engländer seine Landsleute mit den Worten auf: „und unser reges Blut, vom Wein begeistert, / scheint frostig? Oh, zu unsers Landes Ehre, / laßt uns nicht hängen, zäh wie Eises Zacken, / an unsrer Häuser Dach, indes ein frost'ger Volk / die Tropfen aufgeweckter Jugend schwitzt / in unsern reichen Feldern (H 5 III 5)“. Ungeduldig ruft König Richard: „Du bist wie Eis; dein Eifer friert (R 3 IV 2)“. Auch im Lustspiel wird das Bild verwendet. Als niemand der versammelten Edelleute Helena zur Frau begehrt, bemerkt ein Zuschauer entrüstet: „Das junge Volk ist von Eis, keiner will sie (EA II 3)“.

In mannigfach anderen Bildern wird noch die Abkühlung verwendet. Von dem allzu hoch besteuerten Volk erwartet die Königin nichts anderes als: „der Mund speit aus die Pflicht; im kalten Herzen gefriert die Treu (H 8 I 2)“. Die reichen Gäste des arm gewordenen Timon von Athen behandeln seinen bittenden Abgesandten so kalt, daß sie ihm „das Wort vereisten auf der Zunge (TM II 2)“. Für die Tischordnung gilt die Regel: „Zwei Frau'n zusammensetzen macht kalt Wetter (H 8 I 4)“.

C. Hydrometeore

a. Nebel und Dunst

Der Franzose sagt von den Engländern: „Ist nicht ihr Klima neblicht (foggy), rauh und dumpf, worauf die Sonne bleich sieht wie zum Hohn? (H 5 III 5)“. Trotzdem kommt das Wort „fog“, der dicke Nebel, und „mist“, der dicke Dunst, bei Shakespeare nur selten vor.

König Lear flucht seiner Tochter mit den Worten: „Verpestet ihre Schönheit, Sumpfnebel (fen-suck'd fogs), die der Sonne Macht gebrütet, welkt und vernichtet ihren Stolz (L II 4)!“ Im Sommernachtstraum soll der Elfe Droll durch „drooping fog“ die Verliebten irreführen (SN III 2). Diese Verhüllung durch den Nebel wird auch im übertragenen Sinne verwendet. Die entschlossene Imogen sagt: „Nur vorwärts blick ich, weder rechts noch links, / noch rückwärts; dort ist Nebel überall, / der mir die Augen schließt (CY III 2)“. Auch die Unwissenheit wird durch den verhüllenden Nebel dargestellt, wie der Narr zu dem eingesperrten Malvolio sagt: „Es gibt keine andere Finsternis als Unwissenheit, worein du mehr verstrickt bist, als die Ägypter in ihren Nebel (WW IV 2)“.

„Misty vale (TA V 2)“, das neblige Tal, kann so wenig wie Höhle, Versteck und Dunkel wirksamer Zufluchtsort für den Mörder sein. Talnebel wurden also schon bewußt beobachtet (eine erste geländeklimatologische Erfahrung?). Als Bruder Lorenzo, wie jemand an der Tür seiner Zelle klopft, Romeo bittet, sich rasch zu verbergen, erwidert der Verzweifelte: „O nein, wo nicht des bangen Stöhnens Hauch gleich Nebeln (mist-like) mich vor Späheraugen schirmt (RJ III 3)“. Lucretia, die in höchster Not den eingebrochenen Tarquin abzuwehren sucht, endet ihre beschwörende Rede mit den Worten: „Feg dir vom Aug' den Nebel trüb und fahl, daß du dich siehst und mich und meine Qual (SL 92)“.

Aber neben „fog“ und „mist“ werden auch andere Ausdrücke gebraucht, um neblige und dunstige Wetterlagen zu beschreiben. Man tut gut, sich dabei zu vergegenwärtigen, daß es auch heute

noch schwierig ist, die verschiedenen Formen der Lufttrübungen zu beschreiben und zu definieren. Am Morgen nach dem Schiffbruch heißt es: „Nun endlich brach die Sonne mild herein, / die Nebel (vapours) wichen, die uns widerstrebt / und durch die Wohltat ihres holden Lichts / ward still die Flut (KI I 1)“; mit den weichenden Nebeln ist zugleich die seelische Entlastung beschrieben, die den Schiffbrüchigen zuteil ward. Auf den Abenddunst am westlichen Horizont bezieht sich die Zeitbestimmung „eh zweimal noch das Lichtgespann durchschreitet / die Bahn, auf der sein Lenker Glanz verbreitet, / eh zweimal in dem Tau der trüben Feuchte (in murk and occidental damp) / der Abendstern auslöscht die müde Leuchte, . . . (EA II 1)“. Und Enobarbus, der ungetreue Diener des Antonius, „der einz'ge Bösewicht auf Erden“, wie er sich nennt, ruft vor seinem selbstgewählten Tode noch aus: „Du höchste Herrscherin wahrhafter Schwermut, / den gift'gen Tau (damp) der Nacht gieß über mich, / daß Leben, meinem Willen längst empört, / nicht länger auf mir laste! (AC IV 9)“. In den beiden Versen 111 und 112 von SL weiß Shakespeare sogar mit 8 verschiedenen Bezeichnungsweisen die „dumpfe, dunstige Nacht“ von Lucretias Schändung und damit die Vernebelung aller sittlichen Begriffe zu schildern.

b. Tau

Der Taufall dient zunächst als Zeitangabe. „Die Sonne hat noch kaum den Tau getrunken (VP 2)“, bedeutet den Morgen. König Johann will an den Bürgern von Angers, die ihn nicht einlassen, Rache üben, „bevor der Abend taut (KJ II 1)“. Der Tau macht naß; darum sagt Theseus im Jagdrevier des Waldes so anschaulich: „Auch meine Hunde sind aus Spartas Zucht, / weitmäulig, scheckig und ihr Kopf behangen / mit Ohren, die den Tau vom Grase streifen (SN IV 1, Tau-Schilderungen auch in II 1 und V 1)“.

Wo der Tau als Bild verwendet wird, wird die Erquickung hervorgehoben, die er mit sich bringt. Der betaute Morgen ist in seiner zarten Schönheit eingefangen in den Vers: „So lieblich küßt die goldne Sonne nicht / die Morgenperlen, die an Rosen hangen, / als deiner Augen frisches Strahlenlicht / die Nacht des

Taus vertilgt auf meinen Wangen (LL IV 3)“. Der wütenden Widerspenstigen will Petruchio sagen, „sie schau' so klar wie Morgenrosen, frisch vom Tau gewaschen (WZ II 1)“. Und wie der Tau Kennzeichen des frohen Morgens ist, so ist er auch Sinnbild der Jugend. Laertes warnt seine Schwester: „In der Früh' und frischem Tau der Jugend ist gift'ger Anhauch am gefährlichsten (H I 3)“. Nach S. K. Heninger (a. a. O. S. 205) ist dieser Vergleich dem Psalm 110 entnommen, dessen Vers 3 nach der Übersetzung der Züricher Bibel lautet: „Aus dem Schoße der Morgenröte kommt dir der Tau deiner Jugend.“

Auch der erquickende Schlaf wird dem Tau verglichen. Brutus, der seinen Diener in der späten Nacht vergebens ruft, sagt: „Fest im Schlaf? Es schadet nichts. Genieß den honigschweren Tau des Schlummers (JC II 1)“, und Anna, Eduards IV. Witwe und Richards III. neue Gemahlin, sagt: „denn niemals eine Stund' in seinem Bett genoß ich noch den gold'nen Tau des Schlafs, daß seine bangen Träume mich nicht schreckten (R 3 IV 1)“. Selbst die himmlische Erquickung wird unter dem Bild des Taus gesehen. „The benediction of these covering heavens fall on their heads like dew (CY V 5)“. Vom gütigen Kirchenfürsten wird gesagt: „Sein Tau tränkt alles (H 8 I 4)“.

Bisweilen wird Tau auch im entgegengesetzten Sinne als ungutes oder böses Zeichen verwendet. Vor der Gerichtsverhandlung in Antium klagt Aufidius gegen Coriolanus: „Ich erhob ihn, gab mein Wort / für seine Treu. Er, so emporgestiegen, / begoß mit Schmeicheltau die neuen Pflanzen, / die Freunde mir verführend (CO V 6)“. Der „blutige Tau“ ist Schicksalszeichen wie Kometen und Sonnenflecken (H I 1). An Clotens Leiche sagt Belarius: „Die Kräuter, die der kalte Nachttau feuchtet, sind bester Schmuck für Gräber (CY IV 1)“.

Der Tau liegt nur kurze Zeit. Darum wird er zum Sinnbild der Vergänglichkeit. Vom kurzen Eheglück Collatins und Lucretias heißt es: „O Seligkeit, von wenigen nur gekannt, / die kaum besessen schon in Nichts zerronnen, / wie Morgensilbertau versprühend schwand, / ward er bestrahlt vom goldnen Blick der Sonnen! (SL 4)“. Darum drängt im Drama Cymbeline die Königin ihre Hofdamen zur Eile mit den Worten: „Solang (whiles yet) der Tau am Boden, pflückt die Blumen (CY I 6)“. Der er-

schütterte Hamlet ruft aus: „O schmolze doch dies allzu feste Fleisch, zerging' und löst' in einen Tau sich auf (H I 2)“. Der vergängliche Tau wird zum Bild der Belanglosigkeit. Patroclus rät, Amors Umarmen abzustreifen „wie Tautropfen von des Löwen Mähne be shook to air (TC III 3)“. Zu Cäsar spricht der von Antonius kommende Bote: „Ich war noch jüngst so klein für seine Zwecke, / wie auf dem Myrtenblatt der Morgentau / dem Meer verglichen (AC III 10)“.

Die Tautropfen werden zu drei Vergleichen herangezogen. Einmal werden die Schweißtropfen damit verglichen, mehrfach die Blutstropfen, am häufigsten die Tränen. Der erste Fall – er spielt im sommerlichen Mittelmeerklima – findet sich bei der Beschreibung der friedlich schlummernden Lucretia, als Tarquin bis in ihr Schlafgemach vorgedrungen war. „Die andre Hand lag auf der grünen Decke; / es leuchtet' ihr vollkommnes Weiß auf Grün, / wie lichte Frühlingsblüten an der Hecke, / tauperlengleich der zarte Schweiß erschien (SL 57)“.

Den kommenden Krieg kündigt Richard II. mit den Worten an: „... und betaun der Auen Gras mit Englands echtem Blut (R 2 III 3)“. Als Marcius zu dem soeben ermordeten Bassanius in die Grube stürzt, ruft ihm Quintus zu: „Was, fielst du! Welche tück'sche Grube ist dies, / der wild Gesträuch die Mündung ganz bedeckt, / auf dessen Blättern jüngst vergoßnes Blut / so frisch wie Morgentau im Blütenkelch? (TA II 4)“.

In vielen Bildern werden die Tränen dem Tau verglichen. Vom verliebten Romeo heißt es: „Schon manchen Morgen ward er dort gesehn, / wie er den frischen Tau durch Tränen mehrte / und tief erseufzend Wolk' an Wolke drängte (RJ I 1)“. Die Dienerin Lucretias ist ergriffen vom Anblick ihrer Herrin:

„Doch wie die Welt weint, wenn die Sonne geht,
die Blumen feucht, wie Augen leidgenetzt,
so nun des Mädchens Blick in Tränen steht,
voll Mitleid, da der Herrin Sonnen jetzt
von ihrem schönen Himmel abgesetzt,
ihr Licht erlöscht, von salz'ger Flut verzehrt,
drum weint die Maid, wie Nacht von Tau beschwert
(SL 176)“.

Die Gemahlin des Leontes sagt angesichts der ungerechten Beschuldigungen: „Ich weine nicht so schnell, wie mein Geschlecht / wohl pflegt; der Mangel dieses eiteln Taues / macht wohl eur Mitleid welken; doch hier wohnt / der ehrenvolle Schmerz, der heft'ger brennt, / als daß ihn Tränen löschten (WM II 1)“. Clifford schwört beim Anblick seines toten Vaters Rache, die nichts hemmen soll: „. . . der Jungfrau'n Tränen, sie sollen mir wie Tau dem Feuer sein (H 6 b V 2)“.

Nicht nur der Tau, sondern auch der Regen wird als Sinnbild der Tränen benutzt; hierüber findet man Beispiele im Abschnitt C d.

c. Wolken

Wolken sind Boten des Schlechtwetters. Das verkündet der Spaßmacher Trinculo in ST II 2 mit den Worten: „Die schwarze Wolke, die große, sieht wie ein alter Schlauch aus, der sein Getränk verschütten will. Wenn es wieder so donnert wie vorher, so weiß ich nicht, wo ich unterducken soll; die Wolke da muß schlechterdings mit Mulden gießen.“ Meist aber wird es in übertragener Bedeutung verwendet. Auf die Frage: „Wird Cäsar weinen?“ folgt die Antwort: „Wolken stehn im Auge! (AC III 2)“. Als der Bote eine Todesnachricht überbringt, ertönt der Ruf: „Jetzt, Helden, fort, die Szene wird bewölkt (LL V 2)“. Die ahnungslose Lucretia schenkt ihrem Gast noch volles Vertrauen; denn „kein sturmverkündend Grau ist bis zur Stund an seinem heitern Firmament zu schauen (SL 17)“.

Aber nicht immer muß die Wolke zum Schlechtwetter führen. König Eduard gibt die Landung des Heeres der Königin mit den einleitenden Worten bekannt: „Doch mitten in dem Glanze dieses Tags / erspäh' ich eine schwarze drohnde Wolke, / die unsrer lichten Sonne wird begegnen, / eh sie ihr ruhig Bett im West erreicht.“ Aber Clarence antwortet darauf: „Ein Lüftchen (little gale) wird die Wolke bald zerstreun, / und zu dem Quell sie wehn, woher sie kam: / schon deine Strahlen trocknen diese Dünste; / nicht jede Wolk' erzeugt ein Ungewitter (H 6 c V 3)“.

Wolken verhüllen die Sonne. „Von Wolken sind oft Sonn' und Mond verhangen. . . . Ein jeder fehlt (SO 35)“, entschuldigt der Liebende. Im Maskenspiel von LL V 2 steht die hübsche

Wechselrede: „Begnadigt uns mit Eurem Sonnen-Antlitz, / daß wir, gleich Wilden, ihm Anbetung zollen.“ / „Mein Antlitz ist nur Mond, den Wolken decken“. / „Glücksel'ge Wolken! Reizendes Verstecken! / So woll', o Glanzmond, samt den Sternen scheinen / (und wolkenfrei) auf unsrer Augen Weinen.“ Ja selbst die äußere (und innere) Verwandlung durch Kleider wird unter dem Bild der Wolke gesehen; als nämlich der Hausverwalter Timons von Athen in einen Mantel gehüllt den Gläubigern entkommen will, ruft jemand: „Ist der Verhüllte nicht sein Hausverwalter? Er geht in einer Wolke fort. He! ruft ihn (TM III 4)“. Vgl. auch die Sonette 33, 148 und 28.

Wolken werden weiter Sinnbild bedrückender Lebenslage. Buckingham gebraucht in R 3 II 2 die Anrede: „Umwölkte Prinzen! Herzbeklemmte Pairs!“ Im gleichen Drama sagt Königin Margaretha: „... das zeugt mein Sohn, im Todesschatten jetzt, / dess' strahlend lichten Schein dein wolk'ger Grimm / mit ew'ger Finsternis umzogen hat (R 3 I 3)“. Der König fragt Hamlet: „Wie, hängen stets noch Wolken über euch? (H I 2)“. Salisbury warnt König Richard: „Ein Tag zu spät, fürcht' ich, mein edler Herr, bewölkt all deine frohen Tag' auf Erden (R 2 III 2)“.

Die Wolken sind auch Sinnbild der Vergänglichkeit. Als Macbeth während des Festmahls den Geist des von ihm ermordeten Banquo erblickt und Lady Macbeth ihn rasch davon abbringen will, antwortet er ihr: „Kann solch Wesen / an uns vorüberziehn wie Sommerwolken, / ohn' unser mächtig Staunen? (M III 4)“. Als Mark Anton nach der verlorenen Seeschlacht seinen Stern sinken sieht, schildert er seinem Freunde sein wechselvolles Schicksal unter dem Bilde:

„Oft sehn wir eine Wolke, drachenhaft,
oft Dunstgestalten gleich dem Leu, dem Bär,
der hochgetürmten Burg, dem Felsenhang,
gezackter Klipp' und blauem Vorgebirg,
mit Bäumen drauf, die nicken auf die Welt,
mit Luft die Augen täuschend: solche Zeichen sahst du,
des dunklen Abends Prachtgebilde . . .
Was jetzt ein Pferd noch war, im nächsten Nu
verschwemmt's der Wolkenzug, unkenntlich wird's,

wie Wasser ist im Wasser . . .

Mein guter Freund, solch einem Bilde gleicht
dein Feldherr jetzt (AC IV 12)“.

Die Höhe der Wolken wird gerne zur Kennzeichnung hochragender Gebäude verwendet, beispielsweise „die Zinnen, die mit Wolken üppig buhlen (TC IV 5)“ oder „die Stadt, dess' Zinnentürme küßten das Gewölk (PE I 4)“. Auch wir nennen ja heute die Hochhäuser oft „Wolkenkratzer“. Der aufrührerische Pöbel schreit „und Mützen, Hände, Zungen tragen's jubelnd bis an die Wolken: König sei Laertes! (H IV 5)“. Die Liebende schaut dem Freunde nach, „der sich eingeschifft, bis er im wilden Wogen-
graus verschwand, der sich aufschäumend mit den Wolken trifft (VA 137)“. Aber auch für geistige Vorgänge dient es als Vorbild. Vom Ehrgeizigen heißt es: Er will bis in die Wolken (above the clouds) (H 6b II 1)“, und der Dauphin ruft erstaunt aus: „Daß ein paar unsrer Sprossen, der Auswurf von den Lüsten unsrer Väter, . . . so plötzlich in die Wolken konnten schießen! (H 5 III 5)“.

Schließlich werden die Wolken Sitz der Götter und gleichbedeutend mit dem Himmel. Die durch ihres Vaters Strenge erschütterte Julia ruft aus: „Und wohnt kein Mitleid droben in den Wolken, das in die Tiefe meines Jammers schaut? (RJ III 5)“. König Richard II. erscheint auf der Mauer der Flint-Burg und ruft warnend Bolingbrokes Truppen zu: „So wißt doch, der allmächt'ge Gott, mein Herr, / hält in den Wolken Musterung der Scharen / der Pestilenz, uns beizustehen (R 2 III 3)“. So werden die Wolken auch Bereich der Toten. Als die vom Zaubertrank schein tote Julia von ihren Eltern beklagt wird, fragt Bruder Lorenzo vorwurfsvoll: „Weint ihr nun, erhoben sie zu sehen hoch über Wolken, wie der Himmel hoch? (RJ IV 5)“.

d. Regen

Fehlender Regen, schwere Dürre liegt wohl der Schilderung der Hungersnot in Tarsus in PE I 4 zugrunde. Dürre wird damit auch zum Sinnbild des zu Ende gehenden Lebens, wie Macbeth im letzten Akt eingestehen muß: „Mein Lebensweg geriet ins Dürre (into the sear), ins verwelkte Laub (M V 3)“. Selbst

der Kummer in Liebesnöten greift zum Bild des mangelnden Regens. Auf die Frage Lysanders: „Warum so blaß die Wange? Wie sind die Rosen dort so schnell verwelkt?“ antwortet Hermia: „Vielleicht, weil Regen fehlt, womit gar wohl sie mein umwölkttes Auge (*tempest of my eyes!*) netzen könnte (SN I 1)“.

Hinsichtlich der Entstehung des Regens unterscheiden wir heute den Konvektionsregen, der über dem sommererhitzten Land aus Quellwolken als Schauer niedergeht, und den Frontalregen, der an Luftmassengrenzen gebunden ist. Shakespeare kennt beide. Die Hochzeit, die nur zum Unglück führte, ist ein Bild des ersten: „Da zog der Sonnenschein 'nen Schauer herbei, / der seines Vaters Glück aus Frankreich schwemmte, / und heim auf seine Kron' Empörung häufte (H 6 c II 2)“. Zahlreich sind die Beispiele für den zweiten Fall; monoton wird dabei darauf hingewiesen, wie der mit dem Frontdurchgang verbundene Wind oder gar Sturm mit Einsetzen des Niederschlags abflaut. In dem eben genannten Drama drückt der Herzog von York seine Empörung über das brutale Zugreifen der Königin Margaretha und das dadurch unvermeidbare, tränenreiche Leid mit den Worten aus: „Denn Schauer stürmt der wüste Wind herbei, und wenn der Sturm sich legt, beginnt der Regen (H 6 c I 4)“. Collatin, der Lucretias Schändung aus ihrem eigenen Munde hatte hören müssen, ringt um seine Fassung. „Der düst're Sturm“, heißt es von ihm, „hält noch den Regen hin / und dämpft den Schmerz, bis er zu mächtig grollt / und Regen aus dem Dunkel niederrollt (SL 256)“. Der verzweifelte Pandarus ruft aus: „Wo sind meine Tränen? Regnet, damit dieser Sturm sich lege, sonst reißt es mein Herz mit allen Wurzeln aus (TC IV 4)“. Als Venus noch einmal den heißgeliebten Adonis bestürmte und er den Mund öffnet, da: „sie merkt das Unheil, eh' es noch gescheh'n, / so wie der Wind sich duckt, bevor es gießt, / der Wolf vorm Angriff läßt die Zähne sehn, / die Beere birst, eh' ihr der Saft entfließt, / die Kugel zischt, bevor sie töten kann: / so ahnt sie seinen Sinn, eh' er begann (VA 77)“. Vgl. auch das 90. Sonett.

Die lange Regendauer besingt der fröhliche Narr im Schlußlied von WW V 1 humorvoll, indem er jede Strophe mit dem Refrain endet: „denn der Regen, der regnet jeglichen Tag“. Die bekannten Beziehungen von Regendauer und -intensität wendet

Gaunt auf das „wilde, wüste Brausen“ des jungen Königs an, wenn er sagt: „Small showers last long,¹ but sudden storms are short (R 2 II 1)“. Hier steht im Gegensatz zur heutigen Terminologie „small shower“ für „Landregen“.

Große Regenmengen bringen Hochwasserschäden, die von Titania in SN II 1 breit geschildert werden. Im Gedanken daran, daß Titus bald seine geschändete und verstümmelte Tochter sehen wird, ruft Marcus aus: „Der Anblick muß ein Vateraue blenden. / In einer Stund' ersäuft der Sturm die Matten; / was bringt ein Jahr von Tränen Vateraugen? (TA II 5)“, und als wenig später neues Leid über Titus hereinbricht, sagt er selbst: „Der Himmel muß uns hören! / Sonst hauchen wir die Luft mit Seufzern trüb, / die Sonne schwärzend, wie die Wolken tun, / wenn sie in ihrer feuchten Brust sie bergen“ und „Ersäuft das Feld nicht, wenn der Himmel weint? / Schäumt, wenn der Sturmwind rast, das Meer nicht auf? . . . und ihrer Tränen Sintflut überschwemmt / im steten Regen strömend mein Gefild (TA III 1)“. König Richard II., von Bolingbroke bedrängt, sagt zu seinem Vetter: „Du weinst, mein weichgeherzter Vetter! / Laß schlechtes Wetter mit verschmähten Tränen / uns machen, sie und unsre Seufzer sollen / zu Boden legen alles Sommerkorn / und im empörten Lande Teuerung schaffen (R 2 III 3)“.

Aber auch Gutes weiß Shakespeare von den großen Regenmengen zu sagen. Im Sonett 135 bittet er die geliebte, willensstarke Frau: „Das Meer und alle Flüsse bergen still / des Regens Überfluß in ihrem Schoß, / nimm du zum Überfluß noch meinen Will, / dann wird dein großer Will' erst wirklich groß.“

Die Erquickung der Pflanzenwelt durch den Regen wird oft hervorgehoben. Die Liebe spricht: „So bist du mir, was Brot dem Leben ist, was trockenem Grund die süße Regenflut (SO 75)“. Beim Umschwung der politischen Lage werden die jetzt Zaghafte „aus ihren Höhlen kriechen wie Kaninchen nach dem Regen (CO IV 5)“. Die beschenkten Dichter und Maler sagen zu Timon von Athen: „Wir wandelten im Regen deiner Gaben, der uns erquickend traf (TM V 1)“. Regen wird darum auch zum Sinnbild himmlischer Gaben. „Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang, sie träufelt, wie des Himmels milder Regen, zur Erde unter ihr (KV IV 1)“. Dänemarks König fragt in Gedanken an das vergos-

sene Bruderblut an seinen Händen: „Gibt es nicht Regen g'nug im milden Himmel, sie weiß wie Schnee zu waschen? (H III 3)“.

Regen kann aber auch unwillkommen sein. „Die Damen, die ihr wähltest, scheun den Regen, er möcht' an ihrer muntern Schminke naschen (LL IV 3)“ . „Ach, Gevatter“, sagt der Narr im Regenturm zu König Lear, „Hofweihwasser in einem trockenen Hause ist besser als dies Regenwasser draußen (L III 2)“ . Als in das Sterbezimmer König Heinrichs IV. sein Sohn eintritt und die allgemeine Traurigkeit wahrnimmt, fragt er: „Wie nun? Im Hause regnet's und nicht draußen? (H 4b IV 4)“ . So wird der Regen schließlich zum Sinnbild des Unglücks: „Herr, wer euch dient für Gut und Geld / und nur gehorcht zum Schein, / packt ein, sobald ein Regen fällt, / läßt euch im Sturm allein (L II 4)“ .

Der fühllose Stein, der doch vom Regen ausgehöhlt wird, dient oft als Beispiel. „Doch bleib' euer Herz so hart wie Kiesel, fühllos bei des Regens Guß (TA II 3)“ . Als König Eduard bedrängend um Lady Grey wirbt, bemerkt Gloster beiseite: „Er drängt sie scharf; viel Regen höhlt den Marmor (H 6c III 2)“ . Die Gier Tarquins, als er Lucretias flehende Tränen schaut, ist durch den Gegensatz gekennzeichnet: „Tears harden lust, though marble wear with raining (SL 80)“ .

Daß der Regen oft auch Sinnbild der Tränen ist, wurde bereits beim Tau Seite 137 erwähnt und war aus einigen der vorangehenden Stellen schon zu ersehen. Bei dem Tode von Cleopatras Dienerin Iras ruft Charmion aus: „Zerschmilz in Regen, trübe Luft (thick cloud), dann glaub' ich, daß selbst die Götter weinen (AC V 2)“ . Der Bericht eines Sohnes vom Tode seines Vaters war so ergreifend, „daß, wer dabei stand, naß die Wangen hatte wie Laub im Regen (R 3 I 2)“ . Königin Margaretha sagt: „Was traur' ich, Suffolk, einzig nicht um dich, / wetteifr' in Tränen mit des Südens Wolken, / das Land befeuchtend? (H 6b III 2; vgl. auch das 34. Sonett)“ .

Zu Salisbury, der die Tragik des unvermeidbaren Krieges im eigenen Lande in einem „Erdbeben von Edelmüt“ durchleidet, spricht Louis die wunderbaren Worte:

„O welchen edlen Zweikampf hast du nicht
gefochten zwischen Not und biedrer Rücksicht!

Laß trocknen mich den ehrenvollen Tau,
 der silbern über deine Wangen schleicht:
 Es schmolz mein Herz bei Frauentränen wohl,
 die doch gemeine Überschwemmung sind:
 doch dieser Tropfen männlicher Ergießung,
 dies Schauer, von der Seele Sturm erregt,
 entsetzt mein Aug' und macht bestürzter mich,
 als sah' ich das gewölbte Dach des Himmels
 mit glüh'nden Meteoren ganz gestreift.
 Erheb die Stirn, berühmter Salisbury,
 und dräng den Sturm mit großem Herzen weg:
 laß diese Wasser jenen Säuglings-Augen,
 die nie die Riesenwelt in Wut gesehn . . . (KJ V 2)“.

Darf man fragen, ob Shakespeare schon etwas vom künstlichen Regen wußte? Man möchte es scherzend bejahen, wenn man die Anweisung des Lords in WZ Einl. 1 an den Pagen liest, der, in Frauenkleider gesteckt, den erwachenden Säufer als vermeintliche Gattin mit Freudentränen begrüßen soll: „Versteht der Knabe nicht die Frauenkunst, / schnell diesem Regenschauer zu gebieten, / wird eine Zwiebel ihm behilflich sein, / die heimlich eingewickelt in ein Tuch / die Augen sicher unter Wasser setzt“.

e. Schnee

Die weiße Farbe des Schnees dient oft zum Vergleich: „Linnen, weiß wie frischer Schnee (WM IV 3)“, „sein Bart war so weiß wie Schnee (H IV 5)“. Othello spricht angesichts der schlafenden Desdemona: „Doch nicht ihr Blut vergieß' ich; / noch ritz' ich diese Haut so weiß (whiter!) wie Schnee / und sanft wie eines Denkmals Alabaster (O V 2)“. Im Wintermärchen sagt Florizel: „Hier nehm' ich deine Hand, die teure Hand, / wie Flaum von Tauben weich, und ganz so weiß / wie eines Mohren Zahn, wie frischer Schnee, / der zweimal ward vom Nordwind rein gesiebt (WM IV 3)“. Die verwirrte Ophelia singt vom Leichenhemd „white as the mountain snow (H IV 5)“.

Der weiße Schnee wird zum Sinnbild der Reinheit, und zwar vorwiegend der geschlechtlichen Enthaltsamkeit. Hamlet sagt zu

Ophelia die bitteren Worte: „Sei so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verleumdung nicht entgehn (H III 1)“. Posthumus bekennt von seiner Gattin: „Mir schien sie rein wie ungesonnter Schnee (unsunn'd wohl im Sinne von frisch gefallen, CY II 5)“. Ferdinand, von Prospero zur Enthaltksamkeit ermahnt, antwortet: „Herr, seid versichert, / der weiße, kalte, jungfräuliche Schnee / an meiner Brust kühlt meines Blutes Hitze (ST IV 1)“. Selbst die klaren Eiszapfen, „die Zacken Eis, die aus dem reinen Schnee der Frost geformt (CO V 3)“, dienen diesem Vergleich. Darüber hinaus wird auch die Reinheit des Charakters vorgebildet; so beschuldigt Malcolm sich solcher Laster, daß dagegen „der schwarze Macbeth rein scheint wie Schnee (M IV 3)“.

Der Schnee ist auch kalt. Falstaff ruft nach Sekt, „denn mein Bauch ist so kalt, als hätt' ich Schneebälle wie Pillen verschluckt, um die Nieren abzukühlen (LW III 5)“. Aber sie ist auch Zeichen der menschlichen Seelenkälte. Lord Angelo regiert, „ein Mann, dem statt des Bluts Schneewasser in den Adern fließt; der nie der Sinne muntre Trieb' und Regung kannte (MM I 5)“. Darum heißt es auch, er „trägt Öl ins Feu'r, zum Kaltsinn Schnee (L II 2)“. Vorwiegend die Kälte in geschlechtlichen Dingen wird damit gekennzeichnet. Die keusche Marina trieb den Lüstling „fort so kalt wie einen Schneeball (PE IV 6)“, und umgekehrt klagt der bitter gewordene König Lear: „Sieh dort die ziere Dame, / ihr Antlitz weissagt Schnee in ihrem Schoß, / sie spreizt sich tugendlich und dreht sich weg, / hört sie die Lust nur nennen; / und doch sind Iltis nicht und hitz'ge Stute / so ungestüm in ihrer Brunst (L IV 6)“. Schnee und Hitze sind darum die schärfsten Gegensätze. Julia sagt ihrem Kammermädchen: „Oh! Kenntest du die innre Kraft der Liebe, / du möchtest eh mit Schnee ein Feuer zünden, / als Liebesglut durch Worte löschen wollen (RJ II 7)“. Oder Bassanio in KV III 2: „So gut verbände Schnee und Feuer sich zum Leben als Verrat und meine Liebe.“

Auch die plastischen Eigenschaften des Schnees nutzt Shakespeare für seine Bildersprache in mehrfacher Weise. Venus streichelt Adonis mit ihrer Hand: „so zart die Wange ihrem Druck sich fügt, / wie Schnee, der sich in alle Formen schmiegt (VA 59, englisch; new-fall'n snow)“. Im Krieg werden beherzte Männer zum Sammelpunkt „wie wenig Schnee, umhergewälzt, sogleich

zum Berge wird (KJ III 4)“. Um einen Soldatenhaufen lächerlich zu machen, wird gesagt: „Von denen wagt die Hälfte nicht den Schnee von ihren Wämsern abzuschütteln, damit sie nicht auseinanderfallen (EA IV 3)“.

Die Vergänglichkeit des leicht schmelzenden Schnees wird am ergreifendsten in den spottenden Worten König Richards II. zum Bilde: „Wär' ich ein Possenkönig doch aus Schnee / und stünde vor der Sonne Bolingbokes, / um mich in Wassertropfen wegzuschmelzen! (R 2 IV 1)“. Im „Sommernachtstraum“ (IV 1) sagt Demetrius: „Meine Liebe zu Hermia ist wie Schnee zerronnen.“ Von den Herrlichkeiten menschlicher Schönheit sagt Venus: „Sie sind im Nu zerschmolzen und zerronnen / wie Bergschnee in der Glut der Mittagsonnen (VA 125)“. Als morgens die Dienerin das verweinte Antlitz der geschändeten Lucretia schaut, heißt es: „Der Magd erscheinen ihrer Herrin Wangen / wie Winterflur, darauf der Schnee zergangen (SL 174)“. Im Lustspiel sagt eine junge Dame einem jungen Mann, er „sei langweiliger als ein starkes Tauwetter (VL II 1)“.

Der Schaden, den der Schnee für die Pflanzenwelt bedeutet, wird auch im Bilde benutzt. Cäsar sagt über Antonius, welcher seines Hungers Herr wurde: „Ja, wie der Hirsch, wenn Schnee die Weide deckt, nagt'st du der Bäume Rinden (AC I 4)“. Als Venus erstmals die Hand des widerwilligen Adonis ergreifen konnte, heißt es: „Ganz zart und sanft faßt sie jetzt seine Hand, / da lag die Lilie im Schnee gefangen, / das Elfenbein in Alabasterband, / so weißer Freund hielt weißen Feind umfängen (VA 61)“.

f. Hagel

Obwohl der Hagel immer in Begleitung eines Gewitters auftritt, verwendet ihn doch Shakespeare, ohne die verursachenden Wolkentürme, den Schauer, Blitz und Donner zu erwähnen. Nur ist der Hagel auch die abgekürzte Bezeichnung für Schlechtwetter. So sagt der versöhnungsbereite König von Frankreich zu Bertram: „Ich bin kein Tag, unwandelbar verfinstert; / denn Sonnenschein und Hagel stehn zugleich / auf meiner Stirn; doch weicht den hellsten Strahlen / die dunkle Wolke. Darum kommt nur näher; / der Himmel hellt sich auf. (EA V 3)“.

Hagel als Sinnbild der Kälte weiß Cleopatra zu verwenden, als sie den Vorwurf des Antonius zurückweist, sie sei kalt gegen ihn: „Ah, Teurer, werd' ich das, / verhärtete Zeus mein kaltes Herz zu Hagel; / vergift' ihn im Entstehn, und send' auf mich / die erste Schloße: wie sie trifft mein Haupt, / schmelze mein Leben hin“, und der „pelleted storm“, der kristallene Regen, vernichtete Ägypten (AC III 11). S. K. Heninger (a. a. O. S. 56) gibt die zusätzliche Deutung, Cleopatra entkräftete durch das Bild die Anklage des Antonius, weil die ihr vorgeworfene Kälte die atmosphärische Situation der Hagelbildung voraussetze, also große Hitze, hier also gerade ihr heißes Herz. Im Sommer schmilzt das kalte Hagel-eis rasch. Falstaff zürnt daher in der Schenke: „Ihr Schurken, fort! Zergeht wie Schloßen, lauft (LW I 3)“, und Marcius sagt den auf-rührerischen Bürgern: „Ihr seid nicht sicherer, nein, / als glühnde Feuerkohlen auf dem Eis, / or hailstone in the sun (CO I 1)“.

Nur einmal verwendet Shakespeare den Hagel auch im guten Sinne, als nämlich Cleopatra dem Boten, der ihr gute Nachricht bringt, „goldenen Regen“ und „Hagel von reichen Perlen (AC II 5)“ verspricht.

D. Wind, Sturm und Gewitter

a. Allgemeines über den Wind

Der Wind weht, wie er will. Darum erscheint er dem Menschen, den noch Jahrhunderte vom naturwissenschaftlichen Zeitalter trennte, als das Symbol der Freiheit. Prospero gibt das Versprechen: „Frei sollst du sein wie Wind auf Bergen (ST I 2)“. Coriolanus beantwortet die Bitte um Freilassung eines Gefangenen mit den Worten: „Eine schöne Bitte! Wär' er der Schlächter meines Sohns, er sollte frei sein, so wie der Wind (CO I 9)“. Der Edelmann, der ein Narr zu werden wünscht, fordert: „Dann muß ich Freiheit haben, so ausgedehnte Vollmacht wie der Wind, . . . auf wen ich will, zu blasen (WG II 7)“.

Ähnlich wie die Luft ein Nichts genannt wird (s. S. 124), ist auch der Wind nur leerer Hauch. Brutus sagt: „Eu'r Drohn hat keine Schrecken, Cassius, / denn ich bin so bewehrt durch Redlichkeit, / daß es vorbeizieht wie der leere Wind, / der nichts mir gilt (JC IV 3)“. Den ob seines Vaters Tod empörten Laertes sucht

Dänemarks König mit den Worten zu beruhigen: „Es soll um seinen Tod kein Lüftchen Tadel wehen (H IV 7)“. Darum werden auch Seufzer mit dem Wind verglichen, so VA 9 oder: „Wenn der Wind sich gelegt hätte, könnte ich das Boot mit Seufzern treiben (BV II 3)“.

Sprichwörtlich ist die Veränderlichkeit des Windes. Voll Empörung ruft der Graf von Kent: „Solch Gleisnervolk . . . verneint, / bejaht und dreht den Hals wie Wetterhähne / nach jedem Wind und Luftzug seiner Obern, / nichts wissend, Hunden gleich, als nachzulaufen (L II 2)“. König Eduard droht Warwick mit der Enthauptung und will mit seinem Blut in den Sand schreiben: „Wind-changing Warwick now can change no more (H 6 c V 1)“. Der Liebende gesteht, daß er mit Recht den Vorwurf sich machen muß: „I have hoisted sail to all the winds (SO 117)“. Und der Narr sagt: „Wenn du nicht lächeln kannst, je nachdem der Wind kommt, so wirst du bald einen Schnupfen weghaben (L I 4)“. Darum wird der Wind auch zum Sinnbild der Falschheit; von den klatschsüchtigen Weibern wird gesagt: „und wären sie so falsch wie aufgefärbtes Schwarz, wie Wind und Wasser (WM I 2)“.

Die Unbeständigkeit bringt Leid. Der Zufall treibt uns Menschen auf unbekannte Bahnen, „so ergeben wir als Sklaven uns dem Wechsel und folgen jedem Windhauch (WM IV 3)“. Das Kriegsschicksal, das die Freunde trennt, betrauert die Herzogin von Gloster mit den Worten: „O schlimm zerstreu'nder Wind des Ungemachs! (R 3 IV 1)“. Wie wundervoll weiß Shakespeare den Unterschied zwischen dem Gelöbnis der Treue und dem Halten der Treue unter dem Bilde des den Launen des Windes ausgesetzten Schiffes darzustellen!

„. Jedes Ding
wird mit mehr Trieb erjaget als genossen.
Wie ähnlich einem Wildfang und Verschwender
eilt das beflaggte Schiff aus heim'scher Bucht,
geliebkost und geherzt vom Buhler-Wind!
Wie kehrt es heim, gleich dem verlornen Sohn,
zerlumpt die Segel, Ribben abgewittert,
kahl, nackt, geplündert von dem Buhler-Wind!
(KV II 6)“

Bellarius, der verbannte Lord, schildert, wie in Fürstenkindern ihre wahre Natur sich offenbart, mit den Worten: „Sie sind sanft / wie Zephyr, dessen Hauch das Veilchen küßt, / sein süßes Haupt nicht schaukelnd; doch so rauh, / wird heiß ihr Königsblut, wie grauser Sturm, / der an dem Wipfel faßt die Bergestanne / und sie zum Tal beugt (CY IV 2)“.

Der für die Schifffahrt günstige Wind wird öfters als bloßes Naturphänomen angeführt, so beispielsweise wenn Dänemarks König in Ausführung seines Mordplans Hamlet hinwegtreibt mit den Worten: „Der Wind ist günstig, die Gefährten warten und alles treibt nach England auf und fort (H IV 3)“. Das wird dann auch sinnbildlich verwendet. Jago sagt von seinem teuflischen Plan: „Hat nur Erfolg, was jetzt mein Kopf ersinnt, / dann fährt mein Schiff mit vollem Strom und Wind (O II 3)“. Dem fragenden Freunde: „Welch günst'ger Wind blies dich nach Padua von Verona her?“ antwortet der Freund: „Der Wind, der durch die Welt die Jugend treibt, sich Glück wo anders als daheim zu suchen (WZ I 2)“. Orsino, der Herzog von Illyrien, sagt von der Musik: „O sie beschlich mein Ohr, dem Weste gleich, der auf ein Veilchenbette lieblich haucht und Düfte stiehlt und gibt (WW I 1, vgl. dort die Anmerkung zur Übersetzung S. III)“. Und Lucretia weiß um den Trost im Leid: „Seicht wird der Schmerz, umweht vom Wind der Worte (SL 190)“.

Häufiger als von guten ist von widrigen Winden die Rede, zunächst auch als von einem reinen Naturereignis. Voll Verachtung berichtet der Heißsporn Percy aus der Schlacht von einem aufgeputzten Feigling: „Und wie das Kriegsvolk Tote trug vorbei, / nannt' er sie ungezogene, grobe Buben, / daß sie 'ne liederliche, garst'ge Leiche / zwischen den Wind und seinen Adel trügen (H 4 a I 3)“. Oder der empörte Herzog von Albanien sagt zu seiner Frau: „Du bist des Staubs nicht wert, den dir der Wind ins Auge weht (L IV 2)“. Der Kaufmann schildert die Sorgen, wenn seine Handelsschiffe auf hoher See sein würden, mit den Worten: „Mein Hauch, der meine Suppe kühlte, würde / mir Fieberschauer anwehn, dächt' ich dran, / wie viel zur See ein starker Wind kann schaden (KV I 1)“.

Humorvoll wird im Bilde die Festigkeit gegenüber dem Wind erwähnt, wenn der Diener am Ende des großen Festbanketts

auf des Pompejus Galeere die Ankunft der Betrunkenen mit den Worten meldet: „Gleich werden sie hier sein, Kamrad; ein paar von diesen edlen Bäumen sind nicht mehr im Boden festgewurzelt, der kleinste Wind kann sie umwerfen (AC II 7)“. Und von den Mädchen im Bordell zu Mytilene sagt die Kupplerin: „Die Ware, die wir haben, reißt ein ordentlicher Wind in Stücke, so erbärmlich sind sie ausgesotten (PE IV 2)“.

Das Wort „windig“, wie wir es im Sinne von unzuverlässig oder charakterlos gebrauchen, verwendet Königin Elisabeth, wenn sie von den „windy attorneys to their clients woes (R 3 IV 4)“, spricht.

Im übertragenen Sinne wird der Wind, der uns entgegensteht, zum Schicksal, dem wir standhalten müssen. „Wir wollen nicht vom Ruder weg und weinen, / wir lenken (sagt der Wind schon Nein) die Fahrt / von Sand und Klippen weg, die Schiffbruch drohn (H 6 c V 4)“. Oder: „Was Schicksal auflegt, muß der Mensch ertragen; es hilft nicht, gegen Wind und Flut sich schlagen (ebenda IV 3)“. So wird auch der Tod im Bilde des zerstörenden Windes gesehen: „Lieblich Geschöpf, zu früh im Tod verdorben! / Wie aus dem Strauch die grüne Beerendolde, / die fällt im Wind, noch eh' sie fallen sollte (VP 5)“.

In der Zeit, die nur das offene Licht und Feuer kannte, wird oft der Beziehungen von Flamme und Wind gedacht. Als der Bote die Nachricht vom irischen Aufstand überbringt und um rasche Waffenhilfe bittet, spricht die Königin: „Ja, dann wird dieser Funk' ein wütend Feuer, wenn Wind und Zunder, ihn zu nähren, kommt (H 6 b III 1)“. Von Adonis, der sich der zudringlichen Liebe der Venus kaum erwehren kann, heißt es: „neu erglüht, wie von dem Windstoß halbverlöschte Kohlen, flammt seine Wut (VA 57)“. Und zweimal wird die Gegensätzlichkeit der Windwirkung gleichnishaft herangezogen, so wenn Petruchio in seiner Entschlossenheit, mit der Widerspenstigen fertig zu werden, sagt: „Wenn kleiner Wind die kleine Flamme facht, so bläst der Sturm schnell Feu'r und alles aus (WZ II 1, auch SL 93)“.

Zum Schluß sei auf den phantasievollen Vergleich hingewiesen, den Shakespeare der Elfenkönigin Titania in den Mund legt, als sie erzählt, wie sie mit einer werdenden Mutter am indischen Strande weilte:

„Wir saßen auf Neptunus' gelbem Sand,
 sah'n nach den Handelsschiffen auf der Flut
 und lachten, wenn vom üpp'gen Spiel des Windes
 der Segel schwanger Leib zu schwellen schien.
 Dies ahmte sie, mit kleinen Schritten wankend
 (ihr Leib trug damals meinen kleinen Junker),
 aus Torheit nach und segelt' auf dem Lande
 nach Spielereien aus . . . (SN II 1)“.

b. Windrichtung und Windgeschwindigkeit

Die Tatsache, daß der Wind (in England!) aus allen Richtungen wehen kann, wird dazu benutzt, die Mannigfaltigkeit zu kennzeichnen. Jachimo wird mit dem Ruf begrüßt: „Winds of all the corners küßten eure Segel, um euer Schiff zu treiben (CY II 4)“. Von der schönen, reichen Porzia heißt es: „Die vier Winde wehn von allen Küsten berühmte Freier her (KV I 1)“. So wird „Windrichtung“ oft gleichbedeutend mit „Himmelsrichtung“. Als es dem verleumderischen Jago gelungen ist, Othello von der Untreue Desdemonas zu überzeugen, ruft dieser aus: „Blick her, o Jago, so blas' ich meine Lieb' in alle Winde: hin ist sie! (O III 3)“.

Ohne eine bestimmte Windrichtung zu nennen, ist bisweilen nur von gegensätzlichen Richtungen die Rede. Anschaulich schildert Salisbury dem zum zweitenmal gekrönten König Johann, wie seine Unsicherheit Würde und Ansehen schädigen muß „und, wie der umgesetzte Wind ein Segel, so kehrt es der Gedanken Richtung um (KJ IV 2)“. Der Umschwung der Gesinnung, als Antonius vom Glück verlassen wird, drückt Enobarbus mit den Worten aus: „Noch will ich / dem wunden Glück Antonius' folgen, hält / Vernunft schon mit dem Gegenwind die Richtung (AC III 8)“. Ausführlich ist dies Bild entwickelt, als Mercurio nach seinen abergläubischen Phantasien, von Romeo zur Rede gestellt, antwortet:

„. Wohl wahr, ich rede
 von Träumen, Kindern eines müß'gen Hirns,
 von nichts als eitler Phantasie erzeugt,
 die aus so dünnem Stoff als Luft besteht

und flücht'ger wechselt als der Wind, der bald
um die erfrorene Brust des Nordens buhlt
und schnell erzürnt, hinweg von dannen schnaubend,
die Stirn zum taubeträuften Süden kehrt (RJ I 4)“.

Was die einzelnen Windrichtungen betrifft, so ist von nördlichen und südlichen, aber fast niemals von westlichen und östlichen die Rede. Am häufigsten ist der Nordwind, und zwar weiß Shakespeare nur Schlechtes von ihm zu berichten, dem „ruffian Boreas (TC I 3)“. Er bringt Sturm. So schildert der Chor den kommenden Schiffbruch des Perikles: „Sturm bricht aus / von Norden her mit solchem Graus, / daß, wie die Ente taucht in Not, / wirft hin und her die Flut das Boot (PE III Einl.)“. Und dies wird dann in übertragener Bedeutung verwendet. Emilia sagt angesichts der Verbrechen ihres Mannes: „Ich will reden, ungehemmt wie Nordwind (O V 2)“. Lucretia treibt den Boten, der den Brief zu ihrem Gatten bringen soll, zu höchster Eile an mit den Worten: „Wie Vögel fliehn, daß sie der Nord nicht faßt, so flieg! (SL 191)“.

Der Nordwind bringt auch Kälte. Der von der Schlacht aus Schottland kommende Bote antwortet auf die Frage woher?: „Von Fife, mein König, wo Norwegs Banner schlägt die Luft und fächelt kalt unser Volk (M I 2)“. Imogen klagt in ihrem Bericht: „Da tritt mein Vater ein / und wie der grimme Hauch des Nordens schüttelt / er unsre Knospen ab, eh sie erblüht (CY I 4)“. Auf die Frage König Richards II.: „Und wandtet ihr viel Abschiedstränen auf?“ antwortet Aumerle in bitterem Humor: „Ich keine, traun; wenn der Nordostwind nicht, / der eben schneidend ins Gesicht uns blies, / das salze Naß erregt' und so vielleicht / dem hohlen Abschied eine Träne schenkte (R 2 I 4)“.

Dagegen bringt der Südwind Feuchtigkeit, Regen, ungesundes Wetter (s. S. 125) oder gar Sturm. Der vergebens nach Liebe schmachtende Silvius muß sich sagen lassen: „O blöder Schäfer, warum folgt Ihr ihr, wie feuchter Süd, von Wind und Regen schwellend? (WG III 5)“. In der Schenke zum wilden Schweinskopf sagt Prinz Heinrich, als er vom Anmarsch der Hauptleute zur Verhaftung Falstaffs hörte: „Ich fühl' mich tadelnswert, / so müßig zu entweihn die edle Zeit, / wenn Wetter der Empörung

wie der Süd, / von schwarzem Dunst getragen, schmelzen will / und träuft auf unser unbewehrtes Haupt (H 4 b II 4)“. Hier ist die uns heute geläufige geringe Sichtweite in der niederschlagsbereiten Warmluftmasse der Tiefdruck-Vorderseite mit Winden aus dem Südsektor schon recht gut beobachtet. Meteorologisch noch trefflicher ist die Wetterlage im Zwiegespräch König Heinrichs IV. mit seinem Sohn beschrieben, mit dem der V. Akt von H 4 a beginnt: „Wie blutig über jenen busch'gen Hügel / die Sonne blickt hervor! Der Tag sieht bleich / ob ihrem kranken Schein.“ „Der Wind aus Süden / tut, was sie vorhat, als Trompete kund / und sagt, durch hohles Pfeifen in den Blättern, / uns Sturm vorher und einen rauhen Tag.“

In dem Jahrhundert, in dem das Rennpferd das schnellste Verkehrsmittel war, wird auf die große Geschwindigkeit hingewiesen, die der Wind erreichen kann. Der Liebende, der das Wiedersehen kaum erwarten kann, treibt sein Reitpferd an: „Ich gäb' die Sporen, ritt' ich mit den Winden, / und Windeseile schien mir Stillestehn: / Dann jagt kein Pferd, wie meine Sehnsucht jagt (SO 51)“. Vom verfolgten Hasen sagt Venus: „Merk, wie der Ärmste hinfliegt gleich dem Winde (VA 114)“. Den Rückzug in der Schlacht beschreibt der Herzog von York mit den Worten: „All mein Volk weicht dem erhitzten Feind und flieht wie Schiffe vor dem Wind (H 6 c I 4)“.

Im übertragenen Sinne werden „mit Windeseile“ gute und vor allem schlechte Nachrichten verbreitet. Der Liebhaber der Rosalinde schreibt in seinem Liebesbrieflein: „Ihr Wert, beflügelt von (mounted on) den Winden, / trägt durch die Welt hin Rosalinden (WG III 2)“. Nach der Ermordung König Duncans weiß es schon der erschütterte Macbeth: „Und Mitleid, wie ein nacktes, neugeborenes Kind, / auf Sturmwind reitend oder Himmels Cherubim, / zu Ross' auf unsichtbaren, luft'gen Rennern, / blasen die Schreckenstat in jedes Auge, / bis Tränenflut den Wind ertränkt (M I 7)“. Im Prolog zu H 4 b spricht das Gerücht: „Ich, von dem Osten bis zum müden West / rasch auf dem Winde reitend (making the wind my post-horse!), mache kund, / was auf dem Erdenball begonnen wird.“ Und von der vergiftenden Verleumdung heißt es: „Ihr Wort fährt auf dem Sturmwind und belügt jedweden Erdstich (CY III 4)“.

c. Sturm

Wir fassen hier alles zusammen, was sinngemäß vom Sturm handelt. Nicht nur die geläufigen Bezeichnungen „tempest“ und „storm“ verwendet Shakespeare, sondern eine Fülle anderer Ausdrücke wie: *whirlewind, howling winds, impetuous blasts, tempestuous gusts, persecutions of the sky, loud weather, roarers, flaw, wreakful heaven, extremity of weather, unruly night, blustering morn* u. a. m. Treffliche Schilderungen von Stürmen, welche die Szene auf der Bühne beherrschen, findet man in dem danach benannten Drama „Der Sturm“, im Sturm bei der Insel Cypern in O II 1, im Gewittersturm in L II 4 ff. (s. S. 158), im Sturm an der böhmischen Küste in WM III 3 („aber ich kann nicht sagen See, denn es ist nun Himmel, und man kann dazwischen keine Nadelspitze stecken“) und im Bericht der Königin Margaretha von ihrer Seefahrt nach England in H 6 b III 2. Eine Wasserhose wird in TC V 2 erwähnt. Eine lebendige Beschreibung vom Sturm auf See gibt auch der König Heinrich IV., als er schlaflos nachts im Zimmer auf- und abgeht:

Versiegelst du auf schwindelnd hohem Mast
des Schifferjungen Aug' und wiegst sein Hirn
in rauher ungestümer Wellen Wiege
und in der Winde Andrang, die beim Gipfel
die tollen Wogen packen, krausen ihnen
das ungeheure Haupt und hängen sie
mit tobendem Geschrei ins glatte Tauwerk,
daß vom Getümmel selbst der Tod erwacht?
Gibst du, o Schlaf, parteiisch deine Ruh
dem Schifferjungen in so rauher Stunde
und weigerst in der ruhig stillsten Nacht
bei jeder Förderung sie einem König?

(H 4 b III 1)“

Im Gleichnis wird der kommende Sturm für die kommende Unglücksbotschaft genommen. Als König Johann den Boten aus Frankreich sieht, ruft er: „Ein schreckend Aug' hast du: wo ist das Blut, / das ich in diesen Wangen wohnen sah? / Solch trüben Himmel klärt ein Sturm nur auf. / Schütt aus dein Wetter! (KJ IV 2)“. Dem Titus, der die abgeschlagenen Häupter seiner Söhne aus-

gehündigt bekommt und vor Entsetzen verstummt, ruft sein Freund Marcus zu: „Nun ist es Zeit zum Sturm, was schweigst du still? (TA III 1)“.

Der Sturm ist Sinnbild des Krieges, wie Warwick vom „Sturm der Schlacht“ spricht (H 6 b V 1)“. Der ehrgeizige Plantagenet bekundet im Monolog seinen Entschluß mit den Worten:

„Weil ich ein mächtig Heer in Irland nähre,
will ich in England starken Sturm erregen,
der an zehntausend Seelen schleudern soll
zu Himmel oder Höll'; und der soll toben,
bis auf dem Haupte mir der gold'ne Reif,
so wie der hehren Sonne klare Strahlen,
die Wut des tollerzeugten Wirbels stillt (H 6 b III 1)“.

Das Schicksal ist oft Sturm. Der sterbende Kardinal Wolsey betritt das Kloster mit den Worten: „O Vater Abt! / Ein Greis, zerknickt im wilden Sturm des Staats, / legt hier bei euch sein müdes Haupt zur Ruh (H 8 IV 2)“. Die auf dem Schiffe geborene Marina sagt: „Mir armem Ding, / im Sturm geboren, als die Mutter starb, / ist diese Welt ein unaufhörlich Stürmen, / das mich den Meinen wegreißt (PE IV 1)“. Kurz vor dem Schiffbruch kommandiert der Bootsmann den König in die Kajüte mit den Worten: „Was fragen diese Brausewinde nach dem Namen König? (ST I 1)“. Dem plötzlich verarmten Timon von Athen sagt Apemantus spottend: „Wie? Denkst du, die rauhe Luft, dein stürm'scher Kammerdiener, wärmt dir dein Hemd? (TM IV 3)“. Und Frau Fluth in der Schenke sagt vom feisten Falstaff: „Welcher Sturmwind mußte uns diesen Walfisch mit so viel Tonnen Öl im Bauch an die Küste von Windsor werfen? (LW II 1)“.

Dem Schicksalsturme gilt es standzuhalten. „Nun ist der glücklich, dessen Gurt und Mantel dies Wetter (tempest) aushält (KJ IV 3)“. Als die Großen des Reichs die verzweifelte Lage des Staates besprechen, sagt Northumberland: „Doch, Herrn, wir hören dieses Wetter pfeifen, / und suchen keinen Schutz, ihm zu entgehn; / wir sehn den Wind hart in die Segel drängen / und streichen doch sie nicht, gehn sorglos unter (R 2 II 1)“. Vom leidenschaftlichen, tapferen Perikles sagt der Chor: „Er trägt den Sturm in sich, der ihn zu Boden schlägt; und doch besteht er ihn“.

(PE IV 4)“, von demselben, der vorher bekannte: „Die Liebe so zu allen . . . hat Schlaf dem Aug', dem Antlitz Blut entzogen, / mit tausend Sorgen meinen Geist bedrückt, / wie ich dem Sturme wehre, eh' er kommt (PE I 2)“.

Auch die Liebe kann wie ein Sturm über den Menschen kommen. Von Cleopatras Leidenschaft sagt Enobarbus dem Antonius: „Diese Stürme und Fluten können wir nicht Seufzer und Tränen nennen: das sind größere Orkane und Ungewitter, als wovon Kalender Meldung tun. List kann das nicht sein: wenn es ist, so macht sie ein Regenwetter so gut als Jupiter (AC I 2)“. Desdemona gesteht offen vor den versammelten Senatoren Venedigs: „Daß ich den Mohren liebt' um ihm zu leben, / mag meines Glücks gewaltsam jäher Sturm / der Welt zurufen: ja, mein Herz ergab sich / dem allertiefsten Wesen meines Herrn (O I 3)“. Und der Dichter der Sonette nennt umgekehrt die wahre Liebe sturmbeständig jedem Schicksal: „Sie ist der ewig feste Turm, der unzerstörbar steht in jedem Sturm (SO 116)“.

Von der Zerstörung, die der Sturm anrichten kann, ist nur noch ein Schritt zum Verderben und zum Tode. Von der Leiche Glosters sagt Warwick: „Schaut auf die Laken, seht sein Haar da kleben, / sein wohlgestalter Bart verworr'n und rauh, / so wie vom Sturm gelagert Sommerkorn. / Es kann nicht anders sein, er ward ermordet (H 6 b III 2)“. Vor seinem todbringenden Zweikampf ruft Macbeth: „Auf! Lätet Sturm! Wind, blas! Heran, Verderben! / Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben (M V 5)“. Die toten Helden Roms sind dem Sturm entnommen: „Hier lauert kein Verrat, hier schwillt kein Neid, wächst kein verhaßter Zwist, kein Sturm für euch (TA I 2)“.

Die Erquickung nach Beendigung des Sturms weiß Othello meisterhaft zu deuten. Als er den Seesturm vor Cypern glücklich überstanden hat und an Land seine Desdemona erblickt, ruft er: „Wenn jedem Sturm so heitre Stille folgt, dann blast, Orkane, bis den Tod ihr weckt (O II 1)“.

d. Blitz und Donner

Oft verwendet Shakespeare den Blitz allein oder den Donner allein als Sinnbild, ohne vom Gewitter selbst als ihrer Ursache zu sprechen. Hierfür werden zunächst Beispiele gebracht.

Die übermäßige Helligkeit des Blitzes beschwört König Lear zur Strafe für seine mißratene Tochter: „Du jäher Blitz, flamm in ihr stolzes Auge dein blendend Feuer! (L II 4)“. Die Schnelligkeit des Blitzes wird dem flüchtigen Glück verglichen: „Schnell wie der Blitz, der in geschwärzter Nacht / Himmel und Erd' in einem Wink entfaltet; / doch eh' ein Mensch vermag zu sagen: schaut! / schlingt gierig ihn die Finsternis hinab: / so schnell verdunkelt sich des Glückes Schein (SN I 1)“. Auch Julia traut nicht dem Liebesbunde, der ihr mit Romeo geschenkt wurde: „Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich; gleicht allzusehr dem Blitz, der nicht mehr ist, noch eh' man sagen kann: es blitzt! (RJ II 2)“. Sterbende können im letzten Augenblick noch einmal fröhlich werden, „a lightning before death (RJ V 3)“, der „letzte Lebensblitz“.

Die zerstörende Wirkung des Blitzes ist Zeichen der Kraft und Macht. Vom erfolgreichen Überfall des Feindes sagt Warwick: „Wie Blitze kam und ging der Feinde Wehr (H 6 c II 1)“. Als der Herzog aus königlichem Blut, Suffolk, von den Schiffsluten erschlagen werden soll, ruft er: „O wär' ich doch ein Gott, den Blitz zu schleudern auf diese dürft'gen weggeworfenen Knechte! (H 6 b IV 1)“. Prinzessin Anna wünscht an König Heinrichs VI. Leiche im Angesicht Glosters: „Laß, Himmel, deinen Blitz den Mörder schlagen! (R 3 I 2)“, und die liebende Miranda, als sie den schiffbrüchigen Königssohn wie einen Leibeigenen bei schwerer Holzarbeit sich abmühen sieht, ruft mitleidvoll: „Ich wollte, daß der Blitz das Holz verbrennt, das ihr zu schichten habt (ST III 1)“. Darum heißt es auch von Antonius, als sein besorgter Freund ihn im Rausche seines Glücks mit Cleopatra alle Maßstäbe verlieren sieht: „Den Blitz nun übertrötzt er (AC III 11)“.

Der Donner, „die tiefe grause Orgelpfeife (ST III 3)“, ist das Urbild größter Lautstärke. Vom wiehernden, aufspringenden Hengst, der die Stute erblickt, heißt es: „Die Erde bebt von seinem Huf und dröhnt, als ob des Himmels Donner in ihr murt (VA 45)“. Die fanatisierte Volksmenge auf dem Kapitol erregte „a shower and thunder (CO II 1)“. Die empörte Mutter Arthurs ruft: „O wäre meine Zung' im Mund des Donners! (KJ III 4)“. Als Hamlet seiner Mutter, zunächst nur andeutend, den Ehebruch

und Mord vorhält, fragt sie erschreckt: „Weh! Welche Tat brüllt denn so laut und donnert im Verkünden? (H III 4)“. Macbeth drückt bei der letzten Begegnung mit den Hexen seine gespielte Furchtlosigkeit mit den Worten aus: „Dann sag' ich zu der bleichen Furcht: Du lügst! und schlafe trotz dem Donner (M IV 1)“. Aber der wirklich furchtlose Petruchio sieht der Begegnung mit der „Widerspenstigen“ entgegen mit den Worten: „Ich mach' mich an sie, tobte sie so laut wie Donner, wenn im Herbst Gewitter kracht (WZ I 2)“.

Die antike Vorstellung, daß Zeus der Donnergott ist, wird häufig aufgenommen. „Bei dem Zeus, der donnert, wer bist du, Mensch? (AC III 11)“, und Edmund weiß, daß „die Rachegötter auf Vaternord all ihren Donner schleudern (L II 1)“.

Zweier überraschender Vergleiche sei hier noch gedacht. Als Cominius seinen alten Freund Marcius unerwartet, aber in so veränderter Gestalt wiedersieht, daß er noch nicht weiß, ob er es wirklich ist, da gibt er auf dessen erstes gesprochenes Wort: „Komm ich zu spät?“ die Antwort: „Der Schäfer unterscheidet nicht so gut Schalmei und Donner, wie ich Marcius' Stimme von jedes niedern Manns (CO I 6)“. Als im Bordell von Mytilene Riegel von der Kupplerin den Auftrag bekommt, die von den Seeräubern ihr verkaufte Fürstentochter Marina meistbietend zu versteigern, sagt er: „Der Donner soll nicht in die Aale hineinfahren wie meine Schönheitsbeschreibung in die Lüsternen (PE IV 2)“.

e. Gewitter

An der Front eines herannahenden Gewitters beobachtet man bisweilen eine Böenwalze, deren horizontale Achse sich über viele Kilometer erstrecken kann. Am Boden ist der Wind gegen diese Böenwalze gerichtet, so daß eine Volksregel heute sagt: „Das Gewitter kommt gegen den Wind herauf.“ Öfters wirkt es sich nur so weit aus, daß der vorher mäßig starke Wind erlischt; es ist die sprichwörtliche Stille vor dem Sturm. In vortrefflicher Naturschilderung wird dieser Vorgang vom Schauspieler im Hamlet für das Bild des zum Todesstreich ausholenden, aber noch gehemmten Pyrrhus angewendet: „Doch wie wir oftmals sehn vor

einem Sturm / ein Schweigen in den Himmeln, still die Wolken, / die Winde sprachlos und der Erdball drunten / dumpf wie der Tod – mit eins zerreißt die Luft / der grause Donner: so, nach Pyrrhus' Säumnis, / treibt ihn erweckte Rach' aufs neu' zum Werk (H II 2)“.

Vier Dramen enthalten gute Gewitterschilderungen, am eindrucksvollsten wohl „König Lear“, der sich dem Gewitter auf der einsamen Heide als ein Verzweifelter aussetzt:

„Blast, Wind', und sprengt die Backen! Wütet! Blast!
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
bis ihr die Türm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Ihr schweflichten, gedankenschnellen Blitze,
Vortrab dem Donnerkeil, der Eichen spaltet,
versengt mein weißes Haupt! Du Donner schmetternd,
schlag flach das mächt'ge Rund der Welt; zerbrich
die Formen der Natur . . . (L III 2)“.

In L III 1 und 2 finden sich weitere Schilderungen. Der Schiffbruch im Drama „Der Sturm“ ist mit Gewitter verbunden, von dem man in ST I 2 und V 1 lesen kann. Das Gewitter auf See, während dessen Perikles' Gattin ihr erstes Töchterlein zur Welt bringt, beschreibt dieser in PE III 1, und in der Nacht vor Brutus' Ermordung schildert Casca das Gewitter mit den Worten:

„Ich sah wohl Stürme, wo der Winde Schelten
den knot'gen Stamm gespaltet, und ich sah
das stolze Meer anschwellen, wüten, schäumen,
als wollt' es an die drohenden Wolken reichen.
Doch nie bis heute nacht, noch nie bis jetzt
ging ich durch einen Feuerregen hin.
Entweder ist im Himmel innrer Krieg,
wo nicht, so reizt die Welt durch Übermut
die Götter, uns Zerstörung herzusenden (JC I 3)“.

Hier wird die Beschreibung des Naturgeschehens schon Abbild des schicksalhaften Geschehens, wie es Cassius in der gleichen Szene später sagt: „Des Elementes Antlitz und Gestalt / ist wie das Werk beschaffen, das wir treiben, / höchst blutig, feurig

und höchst fürchterlich.“ Bolingbroke, welcher König Richard II. vertreiben will und vertreiben wird, aber in listig-schlaum Verfahren, sagt:

„Mich dünkt, ich und der König sollten uns
so schreckbar treffen wie die Elemente
von Feu'r und Wasser, wenn ihr lauter Stoß
des Himmels wolk'ge Wangen jäh zerreißt.
Sei er das Feu'r, ich das geschmeid'ge Wasser,
sein sei die Wut, derweil ich meine Fluten
zur Erde niederregne, nicht auf ihn (R 2 III 3)“.

Im gleichen Drama erhält Bolingbroke, als er zum Zweikampf gegen Thomas Mowbray in die Schranken tritt, von Gaunt den Ratsschlag: „Gott geb' dir Glück bei deiner guten Sache! / Schnell wie der Blitz sei in der Ausführung, / und laß, zwiefach verdoppelt, deine Streiche / betäubend wie den Donner auf den Helm / des tödlichen, feindsel'gen Gegners fallen (R 2 I 3, ähnlich auch KJ I 1)“.

Aber einmal ist das Gewitter auch ins Freundliche gewendet, als nämlich in „Liebes Leid und Lust“ (IV 2) Nathanael im Liebesbrief lesen kann: „Der Augen Feuerblitz, der Rede Donnerstimme sind Wonneglanz, Musik.“

E. Jahreszeiten

a. Winter

Nicht das liebliche Frühjahr, nicht der schöne warme Sommer, nicht der ertragreiche Herbst begegnet uns am häufigsten in Shakespeares Werken, sondern der Winter. Und von ihm weiß er nichts Gutes mit der einzigen Ausnahme, daß er einen bejahrten Diener einmal sagen läßt: „Drum ist mein Alter wie ein frischer Winter, kalt, doch erquicklich (WG II 3)“. Der Winter ist ihm sonst stets Sinnbild des Unangenehmen. „Ein traurig Märchen paßt für den Winter (WM II 1)“. Oder „Guten Morgen, wie geht's? Wie kommt euch solch ein Februargesicht, so voller Frost und Sturm und Wolkenschatten? (VL V 4)“. Wir verdanken B. Bro-

therton (a. a. O.) die Feststellung, daß Shakespeare besonders schwere Winter in England erlebt haben muß, so 1564, da man auf der zugefrorenen Themse Fußball spielte, 1579, da es im Februar und April große Schneefälle gab, 1607/08, da man auf dem Themse-Eis Feuer abbrannte und die Getreidemühlen im Lande stillestanden, vielleicht noch 1615, da anhaltender hoher Schnee Fußgänger und Reiter über Zäune, Hecken und Mauern hinwegschreiten ließ.

Da ist zunächst die Kälte, die den Winter so unangenehm macht. Im Gedanken an den erzürnten König sagt Posthumus: „Ich warte / der Zeiten Wechsel ab und zittre jetzt / beim Winterfrost, in Hoffnung wärmerer Tage (CY II 4)“. Königin Margaretha, welche fürchtet, Suffolks vieles Fluchen möchte ihm selbst schaden, erhält im Gegenteil die Antwort: „Leicht flucht' ich eine Winternacht hinweg, / stünd' ich schon nackt auf eines Berges Gipfel, / wo scharfe Kälte keinen Halm läßt keimen, / und hielt' es nur für 'ner Minute Scherz (H 6 b III 2)“. Der überreiche Timon von Athen verliert all seine Freunde, als er arm geworden: „Die zahllos an mir hingen, so wie Blätter / am Eichbaum, sind durch einen Winterfrost (winters brush) / vom Zweig gelöst; offen steh' ich, bar / für jeden Sturm, der bläst (TM IV 3)“. An Stelle des Wortes „niemals“ steht einmal die Redewendung: „Nein, nicht eh ein heißer Januar kommt (VL I 1)“.

Ins Liebliche ist das Bild des doch unfreundlichen Winters gewandelt, wenn Achilles zu Cressida sagt: „I'll take that winter from your lips, fair lady (TC IV 5)“. Aber Rosalinde, die über die Küsse des Geliebten „voll Heiligkeit“ beglückt ist, muß von ihrer Freundin hören: „Eine Nonne von des Winters Schwesterschaft küßt nicht geistlicher; das wahre Eis der Keuschheit ist in ihnen (WG III 4)“.

Der Winter ist auch die Zeit der Stürme. Das entspricht der Häufigkeitsstatistik im nordeuropäischen Klima, ist also nicht bloß subjektiver Eindruck durch die erhöhte Abkühlung bei den tiefen Temperaturen. Den Mächtigen, der den Kleinen beschirmt, sieht König Eduard unter dem Bilde der hochragenden Zeder, die „niedre Stauden vor dem gewalt'gen Wintersturm gedeckt (H 6 c V 2)“. Perdita droht: „Ihr würdet so mager dann, daß durch und durch euch bliesen die Stürme des Januar (WM IV 3)“. Amiens

singt das Lied: „Stürm, stürm, du Winterwind! / Du bist nicht falsch gesinnt, / wie Menschen-Undank ist. / Dein Zahn nagt nicht so sehr, / weil man nicht weiß, woher, / wiewohl du heftig bist (WG II 7, ähnlich und noch reicher der Beginn des II. Akts)“.

Die lange Dauer der Winternacht beschwört der Statthalter Angelo, als ihm ein Rechtsstreit in verwirrten, umständlichen Reden vorgetragen wird. „Dies währt wohl eine Winternacht in Rußland, / wenn Nächte dort am längsten sind. Ich geh' / und überlass' euch diese Untersuchung (MM II 1)“.

Darum ist der Winter ungesund und lebensfeindlich. „Da sich der Winter naht und Krankheit zunimmt in unserm Heer“, sagt König Heinrich (H 5 III 3). Von den falschen Freunden heißt es, wenn Unglück kommt: „Ein Wintertag, und tot sind diese Fliegen (TM II 2)“. Und der Narr sagt zum Grafen von Kent: „Wir wollen dich zu einer Ameise in die Schule schicken, um dich zu lehren, daß es im Winter keine Arbeit gibt (L II 4)“. So wird der Winter schließlich zum Sinnbild des Todes. Kardinal Wolsey versichert den König seiner Treue, der „Treue, die immer wuchs und stets noch wachsen soll, bis Tod sie, jener Winter, hinrafft (H 8 III 2)“.

Zuletzt sei auf das köstliche Lied verwiesen, das am Schluß von LL der Winter selbst singt:

„Wenn Eis in Zapfen hängt vom Dach,
und Thoms, der Hirt, vor Frost erstarrt,
wenn Hans die Klötze trägt ins Fach,
die Milch gefriert im Eimer hart,
die Spur verweht, der Weg verschneit,
dann nächtlich friert der Kauz und schreit:
Tuhu
Wenn Sturm dem Giebelfenster droht,
im Schnee das Vöglein emsig pickt,
wenn Lisbeths Nase spröd und rot,
der Pfarrer hustend fast erstickt,
Bratapfel zischt in Schalen weit,
dann nächtlich friert der Kauz und schreit:
Tuhu“

b. Frühjahr

Daß ein Dichter wie Shakespeare den Frühling als wonnige Jahreszeit zu besingen vermag, wird jedermann erwarten. „Anemonen, / die, eh' die Schwalb' es wagt, erscheinen und / des März' Wind' mit ihrer Schönheit fesseln (WM IV 3)“. Selbst das Regenwetter im Frühjahr bekommt eine freundliche Beurteilung: „Die Bäche mit betulptem, buntem Bord, / vom wäss'rigen April verzieret auf dein Wort, / zu keuscher Nymphen Kränzen (ST IV 1)“.

Das Frühjahr ist das Abbild der Liebe, die „lustige Paarezeit“; das Lied des Pagen in WG V 3 endet in allen Versen mit dem Refrain:

„In the spring-time, the only pretty ring-time,
when birds do sing, hey ding a ding, ding:
sweet lovers love the spring.“

Die Schönheit dieses Liedes erschließt sich einem erst ganz, wenn man es in der Vertonung von Thomas Morley (1557–1603) mit Lautenbegleitung vom englischen Tenoristen Peter Pears gesungen hört. Vom Liebhaber sagt die Wirtin: „Er duftet wie April und Mai; der führt sie heim, der hat das Glück in der Tasche (LW III 2)“. Im ersten Sonett wird dem Liebenden der Vorwurf gemacht: „Du, dieser Erde frischste, liebste Zier, / des bunten Frühlings einziger Verkünder / erstickst dein Blühen in der Knospe schier, / aus Geiz verschwendest du, mein schöner Sünder.“ Die Königstochter wird mit den Worten begrüßt: „Dem Frühling gleichend kommt sie da, seht hin, / die Grazien dienen ihr als Königin (PE I 1)“. Und sogar die werdende Mutter ist unter dem Bild des Frühlings gesehen: „Euer Bruder und sein Liebchen herzten sich; / und wie die Speise füllt, der blüh'nde Mai / den dürr'en Furchen nach der Saat verhilft / zu schwell'nder Fülle: also zeigt ihr Schoß / sein fleißiges Bemühn und emsig Tun (MM I 5)“.

Auch Unbeständigkeit des Liebesglücks wird im Frühjahrswetter abgebildet: „Oh! Daß der Liebe Frühling, immer wechselnd, / gleich des Apriltags Herrlichkeit uns funkelt (uncertain glory of an April day); / er zeigt die Sonn' in ihrer vollen Pracht, / bis plötzlich eine Wolk' ihr Licht verdunkelt (BV I 3)“. Oder:

„April ist ihr im Aug', der Liebe Lenz, und Tränen sind der Regen, die ihn künden (AC III 2)“. Im Wechselgespräch heißt es von ihm: „Er weint dir, wie einer, der im April geboren ist“, und sie antwortet: „und ich will in diesen Tränen so lustig aufwachsen wie eine Nessel im Mai (TC I 2)“.

Geht es nicht um die Liebe, so ist doch das Frühjahr die frohe Zeit des Werdens. Leontes sagt zu dem Überbringer guter Nachrichten: „O seid willkommen, so wie der Lenz der Flur (WM V 1)“. König Heinrich V. wird zum Krieg gegen Frankreich aufgefordert, indem der Bischof von Ely spricht: „Mein dreimal mächt'ger Fürst ist in dem Maienmorgen seiner Jugend, zu Tat und Unternehmung reif (H 5 I 2)“. Der entschlossene Plantagenet kann von sich sagen: „Faster than spring-time showers comes thought on thought (H 6 b III 1)“.

Ein besonders liebevoll durchgearbeitetes Frühlingswetterbild findet sich in dem Bericht des Edelmanns darüber, wie Cordelia die ersten Nachrichten von ihres Vaters, des Königs Lear, Elend zu lesen bekam:

„Jawohl, sie nahm sie, las in meinem Beisein,
und dann und wann rollt' eine volle Träne
die zarte Wang' herab . . . Geduld und Kummer stritten,
wer ihr den stärksten Ausdruck lieh. Ihr saht
Regen zugleich und Sonnenschein: ihr Lächeln
und ihre Tränen war wie Frühlingstag.
Dies sel'ge Lächeln, das die frischen Lippen
umspielte, schien, als wiss' es um die Gäste
der Augen nicht, die so von diesen schieden,
wie Perlen von Demanten tropfen. Kurz,
der Gram würd' als ein Schatz gesucht, wenn jeden
er also schmückte . . . (L IV 3)“.

c. Sommer und Herbst

Auf die Frage nach der Prinzessin: „und ist sie schön auch, ist sie's nicht?“ kommt die Antwort: „So wunderschön als wie ein Sommertag (PE II 5)“. Vom verstorbenen Kardinal Wolsey wird gesagt, er sei „den Abgeneigten herb und schroff gesinnt, allein dem Freunde liebeich wie der Sommer (H 8 IV 2)“.

Romeo verabschiedet sich von Julia in der Hoffnung: „Des Sommers warmer Hauch kann diese Knospe der Liebe wohl zur schönen Blum' entfalten (RJ II 2)“. Auch die Sonette 18 und 94 (65 und 68) führen des Sommers Schönheit an.

Aber der Sommer ist auch die Jahreszeit der Hitze. Die „dog-days“ sind auch im gemäßigten Klima der britischen Inseln bekannt. Der Knecht im Schloßhof sagt: „Dort steht ein Kerl, . . . der muß ein Kupferschmied sein nach seinem Gesicht; denn, mein Seel, zwanzig Hundstage regieren ihm in der Nase (H 8 V 4).“ Venus, welche Adonis bestürmte und seine Lippen schon nahe fühlte, sieht, wie er sich abwendet:

„Kein Wandrer lechzte so in Sommerhitzen,
nach einem Trunk, wie sie nach diesem Kuß,
sie sieht ihr Heil und kann es nicht besitzen,
im Wasser stehend, sie verbrennen muß.
,Hab Mitleid', ruft sie, ,ist dein Herz aus Stein?
Nur einen Kuß! Wer wird so spröde sein!' (VA 16)“.

Über die „durchgesommerten Mädchen“, „blind wie die Fliegen um Bartholomä“, findet sich ein Zwiegespräch in H 5 V 2.

Nur sehr selten wird der Herbst bei Shakespeare erwähnt. Er ist für ihn niemals die Zeit der frohen Ernte, sondern nur des Blätterfalls und des Sterbens. Der Gärtner deutet den Fall König Richards II. und die Beseitigung seiner Getreuen unter dem Bilde: „Der diesen ausgelass'nen Frühling litt, / hat selbst nunmehr der Blätter Fall erlebt. / Die Ranken, die sein breites Laub beschirmte, / die, an ihm zehrend, ihn zu stützen schienen, / sind ausgerauft, vertilgt von Bolingbroke (R 2 III 4)“. Die Bürger auf der Straße, die das Unglück des Staates vorausahnen, sagen: „Wenn Wolken zieh'n, nimmt man den Mantel um; / wann Blätter fallen, ist der Winter nah; / wer harrt der Nacht nicht, wann die Sonne sinkt? / Unzeit'ge Stürme künden Teurung an (R 3 II 3)“. Und im Spätherbst mit den ersten Frösten sieht Belarius das Abbild seines Lebens: „Damals glich ich dem Baum, der seine Äste / fruchtschwer herabsenkt; doch in einer Nacht / ward – wie ihr's nennen wollt – durch Sturm, durch Raub / mein reifes Obst, ja Laub selbst abgeschüttelt, / und kahl blieb ich dem Frost (CY III 3)“.

d. Vergleich der Jahreszeiten

In seinen Sonetten hat Shakespeare in besonderem Maße den Vergleich der Jahreszeiten bildweise zur Darstellung des Lebens und Leidens der Geliebten verwendet. Es sei hier auf die Sonette 12, 97 und 114, aber auch auf 5, 53, 98 (und 56) hingewiesen.

Der Wechsel und der Gegensatz von Sommer und Winter reizt zu vielfachen Vergleichen. Die siegreiche Beendigung eines großen Krieges schildert der Herzog von Gloster mit den einleitenden Worten: „Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens / glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks; / die Wolken all', die unser Haus bedräut, / sind in des Weltmeers tiefem Schoß begraben (R 3 I 1)“. Das Auf und Ab des Schicksals wird mit den Worten gekennzeichnet: „So hat der hellste Tag manchmal Gewölk, / dem Sommer folgt der kalte Winter stets / mit seinem grimm'gen bitterlichen Frost: / so strömet Freud' und Leid, wie Zeiten wandeln (H 6 b II 4)“. Der reiche Timon von Athen gibt dem Schmeichler, der ihm sagt: „Die Schwalbe folgt dem Sommer nicht freudiger als wir euer Gnaden“ die skeptische Antwort: „und verläßt auch den Winter nicht freudiger; solche Sommervögel sind die Menschen (TM III 6)“. Aber wer mich anregend und vielseitig unterhält, der „kürzt mir Juli- zu Dezembertagen (WM I 2)“.

Auch Frühling und Winter werden in ähnlicher Weise einander gegenübergestellt. Die Lebenserfahrung Rosalindes lautet: „Männer sind Mai (englisch: April), wenn sie freien, und Dezember in der Ehe. Mädchen sind Frühling (maids are May), solange sie Mädchen sind, aber der Himmel verändert sich, wenn sie Frauen werden (WG IV 1)“. Von einer Frau wird gesagt: „Wenn die nicht von einer Furie besessen wäre, sie würde Hero an Schönheit so weit übertreffen, als der erste Mai den letzten Dezember (VL I 1)“. Als auf Befehl Bolingbrokes Richard II. von seiner Gattin getrennt werden soll, sagt er zu dem Überbringer der Nachricht: „Trenn uns, Northumberland: ich hin zum Norden, / wo kalter Schau'r und Siechtum drückt die Luft; / mein Weib nach Frankreich, von woher in Pomp / sie ankam, wie der holde Mai geschmückt, / gleich einem Wintertag nun heimgeschickt (R 2 V 1)“.

Als Beispiel für die kunstvolle Verwendung mehrerer Jahreszeiten seien neben den obengenannten Sonetten die Worte des Titus Andronicus angeführt, die er nach der flehenden, aber vergeblichen Bitte um das Leben seiner beiden Söhne spricht, als die Richter fortgehen:

„Ihr Tränen, löscht der Erde trocknen Durst,
die scheu im Blut der Söhne würd' erröten.
O Staub, mit noch mehr Regen feucht' ich dich,
der aus den beiden alten Höhlen strömt,
als junger Lenz mit allen seinen Schauern;
in Sommers Dürre netz' ich dich mit Tropfen,
im Winter schmilzt der Schnee dem heißen Tau (warm
und ew'gen Frühling schaff' ich deinem Antlitz, [tears]
wenn du nicht trinkst der teuren Söhne Blut (TA III 1)“.

Schlußfolgerungen

Wenn man alle Wetterhinweise in den Werken Shakespeares überblickt, so gewinnt man daraus eine lebendige Vorstellung, wie der Bewohner der britischen Inseln im ausgehenden 16. Jahrhundert dem Wetter gegenüberstand. Es soll versucht werden, unvoreingenommen allein auf Grund dieses Materials diese Vorstellung zu rekonstruieren, also ohne dabei das geschichtliche Wissen über das elisabethanische Zeitalter, das wir S. K. Heninger (a. a. O.) verdanken, mit heranzuziehen. Da fallen vor allem zwei Dinge ins Auge.

Das erste ist die Abhängigkeit des Menschen der damaligen Zeit von den Unbilden der Witterung. Diese naheliegende Tatsache ergibt sich aus dem Seeverkehr, der noch ganz den Launen von Wind und Wetter ausgeliefert war, auch aus dem erschwerten Landverkehr, bei dem der Straßenzustand wohl zusätzlich eine Rolle spielte. Aber gar nicht hindernd tritt dasjenige meteorologische Element auf, das heute der Schrecken des Verkehrs ist: der Nebel. Obwohl Shakespeare selbst von dem nebelreichen Klima Englands spricht, ist nur selten vom Nebel die Rede, wie Seite 133 gezeigt. Das ist verständlich, weil auf Land das schnellste Verkehrsmittel das Pferd war, dessen Hufeklappern man weithin

hört, zur See aber die meist mit dem Nebel verbundene Windstille den Segelschiffen die Fahrt nahm. Überdies war auch die Nebelhäufigkeit damals geringer als heute, da mit Beginn des industriellen Zeitalters neue Nebelquellen entstanden (der berühmte Londoner Stadtnebel!).

Die S. 149 erwähnte Gefährdung des offenen Lichts und Feuers durch den Wind zeigt, daß auch das Wohnen wetteranfälliger war. Hört man heute im Zeitalter Elisabeths II. bisweilen über die unzureichende Winterheizung der englischen Häuser klagen, so versteht man, daß in der Zeit Elisabeths I. der Winter die schreckliche Jahreszeit schlechthin war, der man keine freundlichen Seiten abgewinnen konnte, wie S. 159 ff. näher dargelegt wurde.

Die zweite auffällige Tatsache ist die Enge des Gesichtskreises im Erleben des Wettergeschehens. Nur bei liebevollem Versenken in eine so weit zurückliegende Zeit vermag man überhaupt wahrzunehmen, in welchem Reichtum der Erfahrungen wir heute ganz unbewußt leben. Das Wissen um die räumlichen und zeitlichen Zusammenhänge im Wetterablauf ist uns selbstverständlich geworden. Schon der junge Mensch, der mit aufgeweckten Sinnen eine Zeitungswetterkarte anschaut, weiß von großräumigen Hoch- und Tiefdruckgebieten, von umfangreichen Niederschlagsfeldern und von Wetterfronten, die sich über 1000 km und mehr erstrecken können. Die täglichen Wetterberichte in Rundfunk und Fernsehen legen ihm den Tatbestand und die Beobachtung langfristiger Wetterfolgen nahe. Der Mensch von damals aber, dem jeder rasche Nachrichtendienst fehlte, übersah das Wetter gleichsam nur von Horizont zu Horizont. Alle Bilder, die Shakespeare den Naturvorgängen in der Atmosphäre entnimmt, stellen darum einen Augenblickszustand dar, enthalten nur, was man mit einem Blick überschauen konnte. Zeitfolgen wurden nur in Form einfachster Wetterregeln gesehen (s. S. 123). Die Verflechtung aller meteorologischen Elemente miteinander und ihre gegenseitige Abhängigkeit ist noch kein Problem. Diese Einfalt der Naturbetrachtung, die schaut, aber wenig fragt, führt sogar so weit, daß Shakespeare beispielsweise 51mal vom Blitz allein oder vom Donner allein oder vom Hagel allein spricht, aber nur 30mal vom Gewitter selbst, das Blitz und Donner und Wolkentürme und Wind und Niederschlag und Hagel umfaßt. Diese

Tatsache ermöglichte auch die vorliegende Bearbeitung nach einzelnen meteorologischen Elementen, wie S. 120 erwähnt.

Um sich des Gegensatzes der Jahrhunderte bewußt zu werden, darf man vielleicht auch mit modernen Fragestellungen an Shakespeare herantreten. Über die Stellung zur Wettervorhersage war schon S. 123 einiges gesagt worden. Kannte Shakespeare neben dem Wetter auch schon das Klima? Das Wort „climate“ in seinem heutigen Sinne kommt öfters vor. Er spricht vom rauhen englischen Klima im Gegensatz zum französischen in H 5 III 5 (s. S. 133), in WM II 3 vom „favour of the climate“ und in WM III 1 vom „delicate climate“ von Sizilien. Nun spielen mehrere seiner Dramen im Mittelmeerraum, also im Bereiche eines Klimas, das sich wesentlich vom britischen unterscheidet. Es sind keine Anzeichen dafür vorhanden, daß Shakespeare sich dieses Gegensatzes bewußt war. Alles läuft ab, als geschehe es unter dem Himmel Englands, man müßte denn zwei Stellen, die Hitze voraussetzen (erwähnt S. 131/2 und S. 136) gewaltsam im entgegengesetzten Sinne deuten wollen.

Bioklimatische Fragen aber liegen Shakespeare nicht ferne, geht es doch hier um den Einfluß des Wetters auf den Menschen. Shakespeare weiß, daß die Märzsonne fiebrig macht (H 4 a IV 1), daß Hitze erregend wirkt (RJ III 1) und das Gehirn austrocknet (H IV 5) und daß der Wind Ansteckung überträgt (CO I 4). Sogar vom Wettereinfluß auf Kaninchen (s. S. 141), Papageien (s. S. 123), Fliegen (s. S. 161) und Aale (s. S. 157) weiß er zu sprechen. Aber das bleibt, wie nicht anders zu erwarten, im Rahmen alter Volksanschauungen. Auch die lufthygienischen Fragen von heute mußten ihm ferne liegen; darum ist so selten vom Staub die Rede. Der Pöbelhaufe, der den Staub aufwirbelt, wird erwähnt (z. B. AC III 6), der Staub, der das Sehvermögen behindert (EA V 3), und von den im Sonnenschein aufleuchtenden Stäubchen wird gesagt, sie seien „ebenso leicht zu zählen, als die Aufgaben eines Verliebten zu lösen (WG III 2)“.

Vielleicht darf man zum Schluß sogar die Frage aufwerfen, ob Shakespeare meteorologisch Fehler gemacht hat (obwohl er jeden Freispruchs von vornherein sicher ist). Daß er das Wort „dew“ mehrfach in einer heute nicht mehr vertretbaren Weise verwendet

hat, wurde bereits S. 121 erwähnt. Daß er für das Erdbeben „den im Boden eingesperrten Wind“ als Ursache nennt (VA 175), ist ein geophysikalischer, kein meteorologischer Fehler. Die irrige Meinung, im Hochgebirge schmelze der Schnee unter der Höhen-sonne besonders schnell (s. S. 145), wird gewiß heute noch von vielen geteilt. Was er über „die faulen Seuchen des Südwindes (TC V 1)“ oder über den „Giftqualm, den die Sonn' aufsaugt aus Sumpf, Moor, Pfuhl (ST II 2)“ sagt, unterscheidet sich wenig von dem, was noch die Gelehrten des 19. Jahrhunderts von den „Exhalationen“ des Bodens und den „Miasmen“ dachten.

Auch der heutige Meteorologe muß bei kritischer Betrachtung feststellen, daß Shakespeare, der die bösen und guten Regungen der menschlichen Seele und die Beziehungen der Menschen untereinander so tief zu durchschauen vermochte, auch ein guter Naturbeobachter war. Er blieb dabei im Rahmen seines Jahrhunderts, das ganz nach innen lebte und an der Enthüllung der Naturgesetze noch wenig Interesse hatte. Was er aber in der Atmosphäre so fein zu beobachten verstand, benutzte er in seinen Werken als unübertroffener Meister der Bildersprache.